



Berlin, den 1. März 1902.

## Moderne Diplomatie.

Unter den albernen Telegrammen, die von den Nachrichtenkollegien während der letzten Tage aus Amerika versandt wurden und deren leere Geschwätzigkeit zeigte, wie wenig im Grunde von der Pathenreise des Prinzen Heinrich zu erzählen war, stand eins, das einen Augenblick zum Nachdenken stimmte. Der Prinz, hieß es da, habe gebeten, bei dem Festmahl der Milliarden lange Tafelreden möglichst zu meiden; er wolle mit den einzelnen Tischgenossen zwanglos plaudern und die Mahlzeit benutzen, „um über die besten Methoden zur Eroberung neuer Absatzgebiete Aufschluß zu erhalten“. Das ist, wie fast Alles, was von der greatest show on earth gemeldet wird, natürlich Unsinn. Erstens hat den Prinzen, wenn ers nicht vorher schon wußte, der neudeutschen Ohren beinahe frostig klingende Gruß der republikanischen Würdenträger gelehrt, daß ihn die Amerikaner mit Wortkünsten nicht allzu sehr belästigen werden. Zweitens kann ein Mann von polyglotter Höflichkeit nicht daran denken, seinen Wirthen Vorschriften zu machen. Drittens fiel es den Trustirten gar nicht ein, den deutschen Konkurrenten, die sie nach Tisch wieder ordentlich übers Ohr hauen wollen, ihre Geschäftsgeheimnisse zu verrathen. Und viertens kann nur in einem Reporterhirn der Glaube wachsen, zwischen Caviar und Käse seien so nebenbei „die besten Methoden zur Eroberung neuer Absatzgebiete“ zu erforschen. Etwas Wahres mag aber an dem Gerede sein. Vielleicht hat der Kaiser zu seinem Bruder gesagt: Sieh Dir die Hauptleute drüben genau an und sprich von ihren Geschäften mit ihnen; am Ende erfährst Du, woran es eigentlich liegt, daß wir mit unserer

Kolonialwirthschaft nirgends vorwärts kommen. Solcher Auftrag wäre begreiflich; und ein klägerer konnte dem Prinzen nicht gegeben werden. Dem Kaiser, der sich für industrielle und technische Entwicklungen interessiert, muß längst ja aufgefallen sein, daß er für die Erfüllung seines Wunsches, Vorgänge und Verschiebungen ausländischen Wirthschaftslebens erkennen und deuten zu lernen, von der zünftigen Berichterstattung nichts zu hoffen hat. Unsere Diplomaten sind weder dazu erzogen noch auch geneigt, sich eifrig um das Zellenleben fremder Wirthschaftsorganismen zu kümmern. Gewöhnlich wissen sie nicht einmal zu Hause Bescheid, ahnen nichts von den Bedingungen der Produktion und des Absatzes, halten alles Bankgeschäft für höheren Schwindel und können nur verbindlich lächeln, wenn sie von Baluta und Arbitrage, von einem geplanten Pool oder einer drohenden Geldknappheit hören. Sie sind im Stande, sich in drei Sprachen korrekt auszudrücken, haben gute Manieren, sind im Völkerrecht, das unter den wissenschaftlichen Disziplinen die Astrologie ersetzt hat, einigermaßen bewandert und geben sich Mühe, den Klatsch der Hofgesellschaft brühwarm in die Heimath zu befördern. Herr von Radowig kennt vielleicht die ökonomischen Ursachen, die in Spanien bald zum offenen Bündniß zwischen Anarchisten und bürgerlichen Republikanern führen werden; nur ein gläubiges Herz aber wird einem Fürsten Radolin zumuthen, er solle wissen, warum Frankreichs Massenindustrien auf dem Weltmarkt nicht konkurrenzfähig sind, oder dem Stalben und Kingmaker in Wien, er solle die wirthschaftliche Bedeutung bosnischer und dalmatinischer Bahnanschlüsse ermessen. Im besten Fall leisten die Dugenddiplomaten heute, was der Personalnachrichtendienst des preussischen Generalstabes seit Jahrzehnten leistet. Das ist nicht gering zu schätzen. Um die Zunimite des Jahres 1866 wurde den höheren preussischen Stäben von der Armeeführung ein Oktavheftchen (in farbigem Umschlag ohne Titel) zugeschickt, das ihnen die Möglichkeit geben sollte, Charakter und Talent der österreichischen Nordarmeeführer kennen zu lernen und ihre Entschlüsse und Operationen danach einzurichten. Diese seltsame Konduitenliste — auch die Oesterreicher hatten eine, recht ungenaue — mag, da sie heute, nach sechsunddreißig Jahren, Lebende kaum noch kränken kann, hier abgedruckt werden; ihr Inhalt beleuchtet die bis ins Kleinste sorgsame Art preussischer Kriegsvorbereitung:

Benedek. Kein Feldherr, kein Stratege, braucht sehr kräftige Unterstützung bei Führung der Armee. Sehr glücklicher, sehr muthiger, ja, selbst bewegener Soldat. In der ganzen Armee, namentlich Mannnschaft, unendlich beliebt.

Denikstein. 50 bis 52 Jahre alt, kräftig und gesund. Kluger Kopf, viel Kombinationsgabe, tüchtiger Generalstabsoffizier. Wird sämtliche Operationen, theilweise auch jene in Italien, leiten.

Graf Giam-Ballas. Dinirt lieber, als er sieht. Hat die üble Gewohnheit, wenn es zum Gefecht geht, falsche Wege einzuschlagen. Braucht einen tüchtigen adlatus und erhielt ihn auch in Person des Generals Grafen Gondrecourt (Ideal eines Untergenerals).

Oberst Eigelhofen. Generalstabschef des ersten Corps. Hat sich im Jahre 1859 bei Melegnago als tüchtigen Generalstabsoffizier bewährt.

Generalmajor Poschacher. Braver alter Soldat, aber schon seit mehreren Jahren zur Pension reis. War immer bei der Jägertruppe. Hat sehr einseitige Kenntnisse.

Oberst Graf Reiningen. Jung, tapfer, ritterlich, sehr beliebt, guter Untergeneral.

Generalmajor Baron Piret. Geistig eine sehr unbedeutende Persönlichkeit, körperlich ein Koloss. War immer Infanterist (No. 25) und von Wenigen geliebt.

Generalmajor Ringelsheim. Junger Mann, im Generalstabe seine Karriere gemacht; der römische Punktiator scheint sein Vorbild gewesen zu sein. Beliebt, Kavaliere durch und durch.

Feldmarschall-Lieutenant Graf Thun. Alter, braver (Soldat) General. Viele praktische Kenntnisse ohne besonderes Talent; strenger Dienstmann. Beliebt.

Generalmajor Philippovich. Jung. Ist Diplomat, wo er Soldat sein soll, und Soldat, wo er Diplomat sein soll. Talentirt, ohne besondere Befähigung zum Corpskommandanten. Nur bei den Slaven beliebt. Sehr ehrgeizig. Hat keine Kriegserfahrung.

Oberst Döpfner, Generalstabschef des zweiten Corps. Generalstäbler aus der alten Schule. Sonst unbekannt.

Oberst Thom. Jung, beliebt und tüchtig.

Generalmajor Henriquez. 45 Jahre alt, sehr gebildet, kriegserfahren. Kommandirt sehr brave Truppen. Kennt viele ausländische Kriegsschauplätze. Hat sich stets als tapferen Offizier bewährt.

Generalmajor Herzog von Württemberg. 41 Jahre alt, schwacher Körperkonstitution. Tollkühner Soldat. Hält sich für einen großen Strategen und doch ist ihm diese Wissenschaft fremd. Renommirt gern, hat viele Bewunderer, aber noch mehr Feinde.

Generalmajor Saffran. Wäre außerordentlich beliebt, wenn er nicht dem Poppsystem so nachdrücklich huldigen würde. Läßt sich leicht leiten. Unbedeutender Geist.

Erzherzog Ernst. Weder Soldat noch General. Hat keine Selbständigkeit, kein Vertrauen bei der Truppe. Leidet an Epilepsie, erhielt deshalb als Generalstabschef den

Oberst von Gatty, der ein sehr eigensinniger Kopf ist und seinen Ansichten gewiß Geltung zu verschaffen weiß. Hat sich 1859 sehr ausgezeichnet, erhielt den Maria Theresia-Orden und hält sich in Folge Dessen für unfehlbar.

Generalmajor Kallik. Geschickter, umsichtiger, von Hoch und Nieder geschteter General. Hat immer im Generalstabe gedient.

Oberst Appiano. Unbedeutender Mensch, hat kaum die Befähigung zum Brigadier. Gott mit ihm!

Oberst Benedek. Schneidiger Soldat. Niemlich beliebt, sonst unbekannt.

Oberst Kirchberg. Gut, leutsülig, sehr ängstlich. Bureaukrat, aber kein Feldsoldat.

Feldmarschall-Lieutenant Graf Festetics. Hat von der Führung eines Infanteriecorps keine blasse Idee. Ist ein guter Reitergeneral. Viel Protection, bringt aber Manches zu Stande. Ist in seiner gegenwärtigen militärischen Stellung eine Null.

Oberst Görz, Generalstabschef. Geistreicher, militärisch gebildeter Offizier; wird faktisch das Corps kommandiren. Festetics giebt nur den Namen her.

Generalmajor Rollinay. War immer Pionierchef, wird im Verein mit Festetics Bier grade sein lassen. Frühstück gern und sehnt sich nach Ruhe.

Generalmajor Kopal. Strenger, grader Soldat, guter Untergeneral. Beliebt, verdient Vertrauen.

Oberst Fleischhacker. Grob gegen Unterebene, kriechend gegen Obere. Zeichnet sich durch merkwürdige Taktlosigkeit aus. Hat äußerst wenig Befähigung zum Brigadier.

Oberst Poech. Jung, Emporkömmling. Bei der Mannschaft wegen planlosen Chikanirens verhaßt, sonst geschickt und talentirt.

Erzherzog Joseph. Phlegmatisch, ohne Kriegserfahrung. Nimmt sich Armeebefehle und Vergleichen wenig zu Herzen, beschäftigt sich lieber mit Privatangelegenheiten. Bei den ungarischen Truppen, weil der Sohn des alten Palatin's, sehr beliebt.

Feldmarschall-Lieutenant Ramming. Militärisches Genie. Unbedingt der beste österreichische General, was er aber auch weiß und wodurch er sich zahllose Feinde gemacht hat.

Generalmajor Kochmeister. In der militärischen Administration eine Koryphäe, als Feldsoldat wenig Bedeutung.

Oberst Brühllich, Generalstabschef. Tüchtiger Generalstabschef. Gebildet, talentirt, kriegserfahren.

Oberst Waldstätten. Sehr gebildet, fein, ritterlich. War Adjutant des Kaisers. Hat Protection, ist aber auch ein guter, verlässlicher General voll Energie.

Oberst Hertwek. Führt seine Brigade bei erster Gelegenheit in einen Sumpf oder Vergleichen. Vertuscht seine Schnitzer mit Grobheit und unzeitiger Strenge. Ist nicht beliebt.

Generalmajor Rosenzweig. War früher Gen darm, ist aber klug, militärisch gebildet, energisch. Keine Kriegserfahrung.

Oberst Zouak. Alter Soldat, tapfer, ohne besondere militärische Bildung, viel Praxis. Beliebt.

Erzherzog Leopold. Siehe Erzherzog Ernst; ist aber gesund.

Generalmajor Weber. Klug, erfahren, gebildet, energisch.

Oberstlieutenant Rajone. Bureaukrat, Intrigant, unbeliebt. Seine Leistungen unbedeutend. Keinen Funken produktiven Talents.

Oberst Fragnern. Unbekannt.

Generalmajor Docteur. Alt, gebrechlich, hat sich vor der Schlacht von Solferino krank gemeldet, wird es diesmal wieder thun.

Generalmajor Graf Rothkirch. Guter Infanterie-General, äußerst energisch, verlässlich. Sehr beliebt.

Generalmajor Brandenstein. Aus dem Pensionstand einberufen worden, was aber ein gewaltiger Fehler war, denn er spielt noch immer die beste Rolle, wenn er in Pension bleibt. Ganz unbedeutende Person ohne Talent.

Generalmajor Graf Hayn. Einer der bedeutendsten Jesuiten Oesterreichs. Klug, verschlagen, heimtückisch, gefährlich. Militärisches Talent, obwohl im Generalstabe gebient, keins, aber viel Konsequenz und Energie.

Generalmajor Koller. Bekannt wegen seiner Strenge und Energie. Keine Kriegserfahrung. Verhaßt.

Oberst Bourgignone, Generalstabschef. Gebildet, geschickt, sehr nachgiebig und eitel. Nämlich viel Kriegserfahrung. Wegen seines abstoßenden Auftretens nicht besonders beliebt.

Oberst Ronbl. Fein gebildet, einer der besten Untergeneräle.

Oberst Grivicics. Jung, beliebt. Genießt viel Vertrauen, guter Brigadier.

Oberst Knebel. Immer im Generalstabe gebient. Viel Kriegserfahrung, guter Führer, sorgsamer General. Sehr beliebt. (Ueberleidend.)

Generalmajor Baron Wimpfen. Alles Andere, nur kein Soldat und General. Muß immer ins Schlepptau genommen werden, sonst bleibt seine Brigade stecken.

Generalmajor Baron Edelsheim. Der tüchtigste und tüchtigste Reitergeneral unserer Zeit, hat sich 1859 vollständig bewährt. Sehr gebildet, richtiges Urtheil. Jung, kräftig und äußerst beliebt und geachtet.

Oberst Appel (einstänig). Tapfer, vortrefflicher Reitergeneral, 1859 den Theresia-Orden bekommen.

Oberst Wallis. Keine Kriegserfahrung, noch nie im Feuer gewesen. Für einen Reiterführer zu schläfrig.

Oberst Fratricovics. Sehr ordinärer Mensch, ohne Intelligenz, aber alter Haubegen. Bei den Husaren sehr beliebt, weil er die ungarische Sprache spricht.

Generalmajor Fürst Thurn und Taxis erreicht mit seinen vorzüglichen Eigenschaften fast Generalmajor Edelsheim.

Oberst Bellegarde. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Oberst Westfalen. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Prinz Holstein. Prinz von Gebüt, sonst nichts.

Generalmajor Prinz Solms. Ruthig, energisch, beliebter Reitergeneral.

Generalmajor Schindlcker kann Edelsheim und Taxis würdig an die Seite gestellt werden. Sehr energisch, tapfer und in der ganzen Armee gekannt und verehrt.

Generalmajor Zajtsel. Alter Haubegen. Hat keine tiefere militärische Kenntnisse. Strenger Vorgesetzter. Zeitweilig etwas konfus.

Generalmajor Bogberg. Keine Kriegserfahrung, sonst unbekannt.

Generalmajor Soltyk. Grob, ungebildet, überschätzt sich und wird sich oft genug blamiren, wie 1859.

Generalmajor Loudenhove, Graf. Größter Gegner des Generalmajors Edelsheim, ist 1859 bei Solferino statt gegen den Feind nach Volta geritten, woselbst er mit seiner Kavallerie-Division Mittagbrot nahm. Nach dessen Beendigung war die Schlacht bereits verloren.

Generalmajor Fürst Windischgrätz. Sehr harmlos, ohne militärische Kenntnisse oder sonstige geistige Vorzüge. War mit dem Grafen Coudenhove im Jahre 1859 in Vosta.

Generalmajor Mengen. Streng, gerecht, guter und gebildeter Reitergeneral. Wenig erprobt. Allgemein geachtet.

Als Lieferant dieses nach mancher Richtung brauchbaren Zeitfadens wurde damals ein Freiherr von Gablenz genannt; vielleicht wars der selbe Oesterreicher, den Bismarck einmal als offiziellen Unterhändler erwähnt hat. Solche Verbindungen hat auch die Civildiplomatie; auch sie weiß, was die einzelnen Prinzen und Mandarinen können, ob ein Minister verschuldet, ein Fürst priesterlicher oder weiblicher Diplomatie zugänglich ist, und kennt ungefähr wenigstens die Kanäle, die in die cloaca maxima der öffentlichen Meinung münden. Damit aber, mit glanzvoller Repräsentation und der Fähigkeit, in fürstlichen Ehrenquadrillen brav seinen Mann zu stehen, darf sich die Politik eines Industriestaates, der nach imperialistischer Expansion strebt, jetzt nicht mehr begnügen. Der Auslandsdienst eines solchen Staates müßte heutzutage nach dem Muster des Filialsystems großer Banken und Industriegeellschaften organisiert werden. Ohne diese feste Grundlage kann selbst der stärkste Staatsmann nicht in der Entscheidungsstunde aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnen. Bismarck sogar hat geirrt, weil sein Genie oft schlecht bedient wurde. Er kannte nicht die immer noch ungeheure Kraft der Papstkirche, nicht die tief in der kapitalistischen Wirthschaft ruhenden Wurzeln der Sozialdemokratie; er erfuhr nie, daß neben dem polnischen Adel eine kräftige und betriebsame Bourgeoisie erwachsen ist, die ganz andere Tendenzen hat als die alte Herrenkaste, und war sehr erstaunt, als er hörte, das südafrikanische Gold habe eine Umpflügung der englischen Gentry bewirkt. In seinen glücklichsten Tagen wußte er unzünftige Diplomaten, wie Lothar Bucher und Guido Henckell, aufzuspüren, die ihn über britische und französische Wirthschaftsverhältnisse unterrichten konnten. Kein Staat aber und kein kaufmännisches Unternehmen darf hoffen, stets geniale Leiter zu finden. Organisation ist da Alles. Das lehrt das Beispiel der katholischen Kirche, die nur durch ihre großartige Organisation stark und durch keinen Personenwechsel wesentlich zu schwächen ist, lehrt nicht minder eindringlich aber der Blick auf viel jüngere, viel unheiligere Institutionen. Nicht durch Schöpferideen, die dem Jupiterkopf Georgs von Siemens entsprangen, ist die Deutsche Bank groß geworden, sondern durch die stille, kaum sichtbare Arbeit des Direktors Wallich, der die seit Jahrzehnten bewährte Organisation des Crédit Lyonnais den deutschen

Bedürfnissen anpaßte. Davon zehrt die Bank heute noch; sie gedeiht ohne genialen Leiter und hat die Diskontogesellschaft des Herrn von Hansemann überflügelt, der ein selbstherrliches Talent ersten Ranges ist, aber nie ein Organisator war. Wohin wir sehen: in Krupps Königreich, ins Bienenmatriarchat oder in den Parteistaat der Sozialdemokratie, — überall fühlen wir die erhaltende, vorwärts führende Macht der Organisation, die jedes eroberte oder erst zu erobernde Gebiet mit einem lückenlosen Spinnennetz bedeckt, jeden Arbeiter an seinen Platz stellt, jede Krisenmöglichkeit vorwägt und für stets sichere, stets gangbare Verbindungswege zwischen Peripherie und Centrum sorgt. Muß die Diplomatie immer unmodern bleiben, immer dem Spott, der Operettenfatale ein bequemes erreichbares Ziel?

Die Berichte zweier klugen Kaufleute, der Herren Ballin und Goldberger, haben auf den Kaiser Eindruck gemacht. Vielleicht sind für die internationalen Geschäfte der Exportstaaten nur noch Männer zu brauchen, die aus den Ideenkreisen des Handels kommen. Die Botschafter und Gesandten könnten ja auch künftig dem dekorativen Hochadel entnommen, doch müßten ihnen, wie längst schon Militärbevollmächtigte, Kommerzienräthe altachtet werden, an die Titel und Rang einer Excellenz dann nicht verschwendet wäre. Heute weiß jeder Bankdirektor und Großkaufmann im Ausland besser Bescheid als der dort beglaubigte Zunftnotenschreiber, der das Vischen Personalklatzsch in den Kurialstil preßt. Wenn Prinz Heinrich von Preußen die Carnegie und Konsorten unter vier Augen geschickt ausfragt, wird er erfahren, daß sie einen guten Theil ihrer raschen Erfolge dem Glück verdanken, daheim durch keine Bürokratie gehindert und im Ausland durch smarte Geschäftsleute vertreten zu sein. Solche Auskunftei erwartet der Kaiser wahrscheinlich von seinem Bruder; und deshalb verdient unter allen Depeschen doch eine Beachtung. Fällt bei uns endlich das Monopol, das einer kleinen Schaar geborener Pfründner die diplomatischen Posten sichert, dann wird mählich auch der Adel seinen Widerwillen gegen industrielle und kommerzielle Thätigkeit ablegen und sich entschließen, den Wettbewerb mit den Sprossen der nouvelles couches aufzunehmen. Wenn die Tauffahrt des Prinzen Heinrich zu einer Reorganisation... nein: zum ersten Versuch einer modernem Bedürfnis genügenden Organisation des diplomatischen Dienstes führt, dann wird Keiner, mag er sonst solche Festreien noch so gering schätzen, sie politisch unmöglich nennen dürfen.



## Das Schaffen des Dichters.

Der Kern meines ästhetischen Verhaltens einer Dichtung gegenüber ist der eigenthümliche Gefühlszustand, in den sie mich versetzt. Sie wirkt auf mein Gefühl ganz für sich: ich denke während des Genusses weder an einen Zweck, den sie erfüllen könnte, noch an eine Belehrung, die ich über irgend welche Objekte der Wirklichkeit daraus schöpfen könnte; sondern die Dichtung wirkt auf mich lediglich als diese sprachlich ausgedrückte Vorstellungsmasse, als die sie mir entgegentritt. Ist so der eigenthümliche Gefühlszustand, in den die Dichtung mich versetzt, das Letzte, was sie mir zu geben hat, so darf ich wohl annehmen, daß auch für die Produktion dieser Gefühlszustand das eigentlich Maßgebende ist.

Schiller schreibt am siebenundzwanzigsten März 1801 an Goethe: Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen, so daß dieses Objekt mich nöthigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Schiller spricht von einem Empfindungszustand, statt von einem Gefühlszustand; aber Das ist nur ein Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Sprachgebrauch: beide Wörter bedeuten im Grunde das Selbe. In einem Punkt freilich ist Schillers Definition zu weit: sie spricht von einem Objekt überhaupt, in das der Produzirende seinen Gefühlszustand niederlegt; aber Objekte sind auch Gemälde, Statuen, Gebäude, musikalische Kompositionen; Schiller definiert also mit seinem Satz den Künstler überhaupt, und wenn wir eine Definition des Dichters haben wollen, müssen wir an die Stelle jenes allgemeinen Ausdrucks „Objekt“ einen spezielleren setzen. Und in einem anderen Punkt ist Schillers Definition zu eng: sie verlangt, daß die Dichtung den Leser in den selben Zustand versetzt, in dem der Dichter bei der Abfassung sich befand. Gewiß ist es für die Wirkung am Günstigsten, wenn der Genießende die Dichtung gerade so erlebt, wie der Dichter sie erlebt hat; aber nicht immer tritt dieser günstige Fall ein. Wenn wir die homerischen Gesänge lesen, fühlen wir schwerlich genau Das, was ihr Verfasser und ihr erstes Publikum fühlten; und auch einer modernen Dichtung können wir ganz anders gegenüberstehen als ihr Verfasser. Wir werden den beiden geäußerten Bedenken gerecht, wenn wir die Definition so fassen: Jeden, der seinen Gefühlszustand in eine sprachlich ausgedrückte Vorstellungsmasse so niederlegt, daß diese einen kongenialen Leser oder Hörer nöthigt, in jenen Gefühlszustand überzugehen, nennen wir einen Dichter. Aber auch mit dieser Aenderung bezeichnet Schillers Satz doch nur den klassischen, den idealen Fall des dichterischen Schaffens. Es giebt auch Schriftsteller, die gar nicht den eigenen Gefühlszustand in ihrer Schöpfung objektiviren wollen; die etwa

einen Romanhelden schildern, von dem sie wissen, daß er alle ihre schönen Leserinnen entzücken wird, und den sie daher Dem entsprechend behandeln, während sie selbst über ihn lachen. Wenn nun solche Schriftsteller die beabsichtigte Wirkung bei ihrem Publikum erreichen, so werden wir ihnen den Namen eines Dichters kaum vorenthalten können; und zwar um so weniger, als zwischen ihnen und Demen, auf die Schillers Beschreibung paßt, mancherlei Zwischenstufen liegen. Auch große Dichter haben dem Publikum oder dem Theaterdirektor Konzessionen gemacht. So arbeitete Schiller auf das Verlangen Dalbergs den tragischen Schluß seines Fiesko in einen glücklichen Ausgang um; und Hebbel strich aus seiner Judith, um die Pruderie des Publikums zu schonen, die Hauptszene, nach der Alles hinstrebt. Beide Dichter nahmen diese Aenderungen vor mit dem vollen Bewußtsein, ihr Werk zu verunstalten. Aber ein solches Bewußtsein kann auch fehlen, während der Dichter doch etwas Anderes giebt, als seinem inneren Drang entspricht. Ein an sich schwaches, aber sehr merkwürdiges Werk ist Lessings *Mig Sara Sampson*. Lessing war ein kräftiger, leidenschaftlicher Mensch, der im Zorn wohl mit den Fäusten knirschte und der, wenn ihn ein tiefes Leiden überkam, zu Ausdrucksmitteln griff, wie er sie seiner Ursina lieb: zu bitteren Epigrammen, Sarkasmen, die in der Wunde wählen; und dieser Mann schreibt ein Drama, das in Weichheit und Nährfälligkeit zerfließt. Ganz sicher hatte Lessing nicht seiner Natur nach das Bedürfnis, sich in solchen Stimmungen zu ergehen, sondern er hatte damals aus Gründen, die ich hier nicht näher erörtern will, die Ueberzeugung, daß nur Thränen des Mitleids und der sich fühlenden Menschlichkeit die Absicht des Trauerspiels seien; und dieser Ueberzeugung gemäß gestaltete er sein Stück. Er wird bei dieser Ueberzeugung die thränenfällige Nährung seines Dramas ehrlich mit durchgeföhlt haben; aber die Stimmung, die er hier niederlegt, und seine eigentliche Lebensstimmung waren zwei getrennte Welten. Einen ähnlichen Thatbestand findet man öfters. Aber diese Trennung ist doch für das Entstehen einer großen Dichtung ungünstig; in den großen Dichtungen spiegelt sich der dem Dichter wirklich eigene Geföhlszustand.

Dieser Geföhlszustand entwickelt sich in seiner Bestimmtheit erst an dem Stoffe der Dichtung selbst. Nehmen wir Wandereers *Nachtlied* von Goethe: Ueber allen Gipfeln ist Ruh . . . Das Gedicht ist auf dem Widelhahn geschrieben: der Dichter ist in den abendlichen Wald eingetreten und dieser hat ihm eine gefättigte Stimmung der Ruhe gegeben, wie er sie offenbar am Tage nicht erlebt hatte. Der Geföhlszustand wird also hier durch eine Situation hergestellt, in der sich der Dichter wirklich befindet. Er kann sich auch durch ein Phantasiebild herstellen. So enthält manches Gedicht, das der Dichter fremden Personen in den Mund legt, eben nur die Situation dieser fremden

Personen; die Gefühle, die da ausgesprochen werden, sind ohne Weiteres die des Dichters, wie sie sich ihm in der Vorstellung der fremden Situation gestaltet haben, wie der Dichter glaubt, daß er sie selbst haben würde, wenn er sich in der fremden Situation befände (etwa als Schäfer oder König). Etwas Anderes ist es, wenn der Dichter eine wirkliche Rolle schreibt, wenn er etwa den Monolog eines fremden Charakters dichtet: hier spiegeln sich im Gedicht zunächst die Gefühle dieses fremden Charakters, aber die eigene Gefühlslage des Dichters verräth sich darin, daß ihm dieser Charakter interessant oder sympathisch ist, daß er ihn bewundert oder verabscheut. Und so schreibt der Dichter eine ganze Tragoedie und erlebt die tragische Stimmung, die zu erleben ihm willkommen ist und die er, während er sie erlebt, in seinem Werke niederlegt. Wenn also der Gefühlszustand sich erst am Stoff oder während der Ausführung bestimmt, so sind doch vorher schon gewisse Gefühlsdispositionen vorhanden. Der abendliche Wald erweckte in Goethe, als ihm das Gedicht entstand, eine Stimmung der Ruhe; er hätte in anderen Menschen, vielleicht auch in Goethe selbst in einem anderen Moment, eine Stimmung des Grauens erregen können. Ob das Eine oder das Andere eintritt, hängt von der Gefühlsdisposition ab, die im Menschen vorhanden ist, während er den abendlichen Wald auf sich wirken läßt. Diese Disposition kann die Spuren vorübergehender Einflüsse zeigen. Wer gerade vor dem Spazirgang im abendlichen Wald eine unheimliche Geschichte gehört hat, Der ist gewiß für jenes Gefühl des Grauens stärker disponirt als ein Anderer. Aber unter dieser durch momentane Einflüsse bestimmten Schicht steckt Bleibenderes: durch eine ganze Lebensperiode hindurch lassen sich gewisse Grundzüge im Gefühlsleben eines Dichters nachweisen; und gehen wir noch tiefer, so treffen wir auf Grundzüge, die durch sein ganzes Leben sich hinziehen.

Es ist eine wichtige Aufgabe für uns, solche Grundzüge aufzusuchen und zu beschreiben. Ich kann hier nicht versuchen, eine Reihe von Typen aufzustellen, sondern will nur einige wichtige Unterschiede hervorheben. Von großer Bedeutung ist es, ob das Gefühl des Dichters durch Formen und Inhalte gleich stark oder durch eine dieser beiden Gruppen von Anlässen in erster Linie in Bewegung gesetzt wird. Unter Form verstehe ich dabei nicht die äußere Form — Verse, Strophen oder Vergleichen —, sondern den festen und feinen Umriß der Darstellung selbst, die sorgfältigste Schilderung eines Charakters, so daß alle gegebenen Einzelheiten zu einem lebensvollen Ganzen zusammenstimmen; mit anderen Worten: die konsequente Durchführung einer Handlung, eines Problems und Aehnliches. Es giebt Dichter und auch Leser, die an solchen Dingen an sich einen großen Genuß finden und denen es dabei mehr oder weniger gleichgültig ist, ob der so lebendig geschilderte Charakter sympathisch oder unsympathisch ist, ob die Handlung uns ans Herz greift oder nicht. Auf der

anderen Seite stehen die Dichter, denen hauptsächlich an diesen inhaltlichen Wirkungen gelegen ist, die mit ihren Personen das Leben genießen, kämpfen und siegen oder sich von ihrem Schicksal erschüttern und rühren lassen wollen. Stark ausgeprägt war dieser Typus in der Sturm- und Drangperiode, wo die Formgefühle bei manchen Dichtern ganz zurücktraten und die Lösung galt: Es ist immer noch besser, ein verworrenes Stück zu machen als ein kaltes. Bei Dem, der diese Worte sprach, bei Goethe, ist freilich in späterer Zeit eine vorhandene und nur überwucherte Anlage für Formgefühle zu starker Geltung gekommen. In neuerer Zeit lassen sich als Beispiele Gottfried Keller und Wilhelm Jensen gegenüberstellen. Bei Keller herrscht in manchen Novellen das Interesse der Charakteristik als solcher ganz vor, bei Jensen ist Das nie der Fall: bei ihm kommt es immer auf die inhaltliche Wirkung der Szene an. Weiter kann man unterscheiden zwischen Dichtern, die in erster Linie kräftige, energische Gefühle in sich zu erleben wünschen, wie Schiller, und Anderen, die hauptsächlich sanfte, rührsame Stimmungen aussuchen, wie etwa Sellert und viele seiner Zeitgenossen. Und so ließen sich noch manche Unterschiede angeben.

Wir haben uns ferner zu fragen, woher der Dichter das Material nimmt für die Vorstellungsmasse, in die er sein Gefühl niederlegt. Für das angeführte goethische Gedicht beantwortet sich diese Frage sehr leicht: das Material wurde ihm von dem Wahrnehmungsbilde des schweigenden abendlichen Waldes selbst gegeben; der Dichter brauchte es nur in sich aufzunehmen und auf seine Sinneswahrnehmungen zu achten. Und das offene Auge, mit dem der Dichter in die Welt blickt, liefert ihm auch Material für die künftige Verwerthung. Goethe sagt von sich: Wenn ich die Augen recht ordentlich aufmache, sehe ich so ziemlich Alles, was zu sehen ist. Wir haben zahlreiche Zeugnisse für dieses lebhafteste Interesse, mit dem die Dichter sich in der sie umgebenden Welt umschauen. Bekannt ist eine Anekdote von Ariost. Sein Vater schalt ihn einmal in heftigem Zorn aus; er aber benutzte die Gelegenheit, ganz ruhig zu beobachten, wie ein zorniger Mann sich geberdet. Richtung und Umfang des Interesses sind bei den einzelnen Dichtern verschieden. Goethe sah Alles; aber Klopstock schrieb:

Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht,  
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,  
Das den großen Gedanken  
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Und in der That wissen wir aus gleichzeitigen Berichten, daß Klopstock weniger die Natur, die Ereignisse selbst als vielmehr ihren Widerschein in einer „fühlenden Seele“ beobachtete. Diese Richtung seines Interesses spiegelt sich dann im „Messias“. Was geschieht, wird oft kurz und wenig deutlich erzählt, aber immer ist eine Zuschauer-schaar dabei — Klopstock hat die In-

fassen vom Himmel und Hölle für diese Rollen zur Verfügung — und immer wird angegeben, was diese Zuschauer gesagt und gefühlt haben.

Zu dem Erlebnis des Dichters kommen Inhalte von Berichten Anderer, um sein Material zu vermehren. Dabei bleiben nun die einzelnen Wahrnehmungen und Berichte nicht für sich, sondern verbinden sich mit einander. Das sind Vorgänge, die auch in anderen Menschenseelen ähnlich sich vollziehen, wie denn überhaupt selbstverständlich das Seelenleben des Dichters den allgemeinen psychologischen Gesetzen folgt und sich von dem Seelenleben des Nichtdichters nur durch besondere Leichtigkeit und Energie mancher Vorgänge unterscheidet. Ich hebe zunächst als besonders interessant die Fälle hervor, wo eine verhältnißmäßig unbedeutende eigene Erfahrung mit einem Bericht über ein viel bedeutenderes Objekt oder Ereigniß kombiniert wird, so daß sie erst durch jene Erfahrung für den Dichter Leben gewinnen. Als Herd. r eine Seereise machte, sah er die Ordnung und strenge Disziplin auf dem Schiffe und begriff, daß es in der gefährlichen Lage des Schiffes nöthig sei, durch solche Disziplin die ganze Kraft der Besatzung in eine Hand zu legen und von einer Stelle aus zu lenken. Und da fällt ihm ein, was er von den alten Despoten des Morgenlandes gelesen hat; er findet, daß damals die Staaten gleichfalls in einer unsicheren, gefährlichen Lage sich befanden, und versteht von hier aus die damalige Berechtigung dieser Regierungsform. Oder ein anderes berühmtes Beispiel: Schiller las eine Schilderung der Charvddis und sah sich daraufhin eine Wassermühle an. Was er hier sah, kombinierte er sich mit dem Inhalt des Berichtes zu dem großartigen Bilde, das er nun wiedergeben konnte in den Versen: Und es waltet und siedet und brauset und zischt u. s. w. Wir haben überhaupt die natürliche Tendenz, Unbekanntes, uns fern Stehendes vom Bekanntem aus aufzufassen. Wenn Jemand zuerst von Bazillen hört und nun nicht mehr an einem hygienischen Institut vorbeigehen will, weil er fürchtet, die Bazillen könnten ihn überfallen, so stellt er sie sich wahrscheinlich nach dem Muster der kleinsten unangenehmen Thiere vor, mit denen er bisher zu thun gehabt hat. Es ist der selbe Vorgang, wenn der primitive Mensch den herabzuckenden Blitzstrahl als den niederfallenden feurigen Speer oder Hammer eines Gottes auffaßt.

Durch Kombination der Inhalte von Wahrnehmungen und Berichten bilden sich in uns große Gruppen. Die Bedeutung des Wortes Rose besteht in einem großen Assoziationszusammenhang, in dem Erinnerungsbilder zahlreicher Stengel, Blüthen und Blätter der verschiedensten Formen vereinigt sind, in denen eben Rosen sie darbieten. Natürlich ist es uns niemals möglich, diesen Zusammenhang auf einmal zu übersehen; wenn wir versuchen, Etwas davon ins Bewußtsein zu rufen, so gerathen wohl all die Erinnerungsbilder in einen gewissen Erregungszustand: sie treten in Bereitschaft, wie man

es auszudrücken pflegt; im Bewußtsein taucht aber als völlig deutliche Vorstellung nur das Bild einer einzelnen Rose oder allenfalls einiger Rosen neben einander empor. Ein solches Bild könnte einer früheren Wahrnehmung genau entsprechen, aber daß dieser Fall eintritt, ist ziemlich unwahrscheinlich; auch wenn nur eine einzige Wahrnehmung eines Objectes vorhanden war und wir im Erinnerungsbild jene Wahrnehmung genau wiederzuerkennen glauben, so hat doch in Wirklichkeit aller Wahrscheinlichkeit nach unser Gedächtniß die Formen- und Größenverhältnisse nicht ganz genau aufbewahrt. Und in dem vorhin angenommenen Fall kommt noch hinzu, daß bei der großen Zahl der Wahrnehmungen, die in dem Affoziationzusammenhang vereinigt sind, mehr oder weniger genau reproduzierte größere oder kleinere Bestandtheile verschiedener Wahrnehmungen sich zu dem neuen Bilde vereinigen. Eine regellose Zusammenwürfelung ist aber auch ein solches Bild nicht: alle Einzelheiten des Affoziationzusammenhanges stehen unter einander in bestimmten Verhältnissen der Größe und Lagerung, die auch in das neue Bild eingehen und dessen Charakter mit bestimmen. Eben so verhält es sich mit Ereignissen. All die zahlreichen Segelbootfahrten, die ich in meinem Leben gemacht habe, haben sich mir zu einem großen Affoziationzusammenhang vereinigt, aus dem ich selbst eine einzelne Fahrt mit der ganzen Reihenfolge ihrer Ereignisse herauszulösen gar nicht im Stande bin. Wohl aber könnte ich mehrere Bootfahrten mit zahlreichen Einzelheiten erzählen, die glaubhaft wären, Das heißt: so, wie sie erzählt worden sind, geschehen sein könnten. Zwei Regulatoren treten hier bei der Aneinanderreihung der Einzelheiten in Wirksamkeit: das Kausalverhältniß und das Zweckverhältniß in den speziellen Formen, wie sie bei Segelbootfahrten vorkommen. Die augenblickliche Richtung des Bootes hängt von mehreren Bedingungen ab, unter denen die Lage des Steuerruders die auffallendste ist. Habe ich diese Abhängigkeit einmal als eine solche, als einen Kausalzusammenhang, begriffen, so ist damit die Affoziation zwischen dieser Bedingung und ihrer Folge eine so feste, daß mir, wenn ich mir eine bestimmte Steuerlage vorstelle, mit Nothwendigkeit auch die Vorstellung einer passenden Bootwendung und nicht die der entgegengesetzten austaucht. Ob nun freilich die vorgestellte Bootwendung ganz genau zu der vorgestellten Steuerlage paßt, kommt auf das Maß meiner Uebung an; da wir aber in der Sprache Beides doch nur mit allgemeinen Ausdrücken bezeichnen, so genügt es schon, wenn nur grobe Irrthümer ausgeschlossen sind. Der zweite Regulator ist das Zweckverhältniß. Wenn ich mir die Situation vorstelle, daß der Wind von links kommt und plötzlich starke, kleine Kränzelwellen von links her sich rasch dem Boote nähern — wodurch das Herankommen eines stärkeren Windstoßes angezeigt wird —, so schließt sich daran sofort die Vorstellung, daß der Steuernde den Griff des Steuerruders nach rechts

herumdrückt und damit dem Boot eine Wendung nach links schärfer in den Wind hinein giebt; das Manöver hat den Zweck, daß der Wind schräger auf das Segel trifft, also mehr von ihm abglenkt und das Boot nicht so weit umlegen kann. Indem diese beide Regulatoren zusammenwirken, ordnen sich die aus dem Assoziationszusammenhang gerade zur Geltung kommenden Einzelheiten doch immer wieder in einer Reihenfolge, die einem möglichen Geschehen entspricht. Der zweite Regulator wirkt allerdings nur unter einer Voraussetzung: der nämlich, daß ich dem Mann am Steuerruder so viel Sachkenntniß und Geistesgegenwart zutraue, wie zur Ausführung des Manövers gehört. So werden wir also von dem Gebiete des äußeren Geschehens hinübergewiesen auf das des inneren und haben uns zu fragen, wie in dem Dichter die Vorstellung fremder Charaktere entsteht. Die bloße Beobachtung fremder Menschen reicht dazu nicht aus, denn sie giebt uns immer nur Aeußeres, nur Aeußerungen des seelischen Geschehens: und dieses selbst müssen wir zu jenen Aeußerungen aus den Erlebnissen der eigenen Seele hinzu ergänzen.

Manche Charaktere, die der Dichter vor uns hinstellt, sind nichts Anderes als sein eigener Charakter, nur in einer fremden Situation. Wie der Dichter in einem kurzen Gedicht als Schächer, als König u. s. w. sprechen kann, so kann er seinen eigenen Charakter in fremder Situation auch durch einen ganzen Roman durchführen. Ein Beispiel für diesen Fall bietet Wieland in seinem Roman Agathon, dessen Held nach des Verfassers eigenem Zeugniß sein Selbstportrait ist.

Aber der Dichter ist auch im Stande, ein von seinem gewöhnlichen Wesen verschiedenes Fühlen und Wollen in sich zu erleben. Drei Vorgänge ermöglichen ihm Das. Es können, erstens, Gefühle und Triebe künstlich gesteigert werden. Wir Alle wissen ja, daß man sich in einen bestimmten Affekt hineinarbeiten kann. Es können, zweitens, Gefühle oder Triebe im Phantasieerlebnis von ihnen sonst entgegenwirkenden Hemmungen freigehalten werden. Zum Beispiel: Es handelt sich um Triebe, die die Phantasiegestalt zu einer bösen That führen; der Dichter erlebt diese Triebe und erlebt auch die That mit, die er doch im Leben niemals begehen würde. Aber Reime zu den Gefühlen, die böse Thaten verursachen können, zu ungebändigter Selbstsucht, übertriebenem Ehrgefühl, Rachsucht und ähnlichen, liegen in uns; sie entwickeln sich nur gewöhnlich nicht, weil sie sofort von unseren sittlichen Gefühlen oder auch von der Furcht vor Strafe unterdrückt werden. Wir können aber unsere Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen richten, die jenen gefährlichen Gefühlen entsprechen, und können so das Bild einer nur von ihnen diktierten Handlung gewinnen. Dabei können die sittlichen Gefühle in uns vorhanden sein und etwa als quälende Unruhe jenes Phantasiebild in seiner Entwicklung zur bösen That begleiten. Und vielleicht ist jene böse That doch nicht so

ganz und in jeder Beziehung böse, vielleicht steckt in ihr die energische Ausgestaltung eines Triebes, der uns innerhalb seiner Grenzen wenigstens berechtigt scheint, oder wenigstens ein Zug von Größe, der uns sympathisch ist: dann werden andere, kontrastirende Gefühle noch weiter zurücdreten können. Der dritte Vorgang, den ich noch im Auge hatte, besteht in der Stiftung neuer Vermittelungen zwischen bestimmten Vorstellungen und den in uns vorhandenen Gefühlsquellen. Eine solche Gefühlsquelle ist zum Beispiel unsere Selbstachtung. Sie giebt Gefühle her, zunächst bei brutalen Angriffen auf unsere Person: aber der Bereich der Vorstellungen, von denen aus sie geöffnet werden kann, wird mit der zunehmenden Zweinandersflechtung unseres ganzen Vorstellungslebens immer größer; und schließlich kann ein scheinbar recht ferner Anlaß dazu führen, daß wir uns beleidigt fühlen. Solche Vermittelungen können sich dem Dichter in seinem Phantasieerlebniß neu herstellen und vermöge der vorhin erwähnten Abwehr der Hemmungen stark wirken. Daß diese Vorgänge eintreten, dazu ist nun freilich irgend ein Anlaß nöthig. Solch ein Anlaß kann von außen kommen. In dem Stoffe, den der Dichter bearbeitet, sind gewisse Eigenthümlichkeiten und gewisse Handlungen eines Menschen gegeben; und darin liegt ein Antrieb für den Dichter, sie von innen heraus nachzuschaffen. Aber auch zufällige geringe eigene Erlebnisse können die Keime ganzer Charakterbilder sein. Nehmen wir an, der Dichter stände vor einer kleinen Aufgabe des täglichen Lebens und zufällig gingen seine Gedanken, bevor er zur Ausführung kommt, einige Male über die verschiedenen Möglichkeiten der Ausführung hin und her; wird er dann darauf aufmerksam, daß er nun eine Zeit lang über die Ueberlegung nicht dazu gekommen ist, sie zu verwirklichen, so genügt diese Erfahrung vollkommen, um den Keim eines Hamlet-Charakters abzugeben. Der Umfang der Charaktere, die der Dichter aus sich heraus erleben kann, ist bei den einzelnen Dichtern verschieden. So ist nur Wenigen gegeben, Kinder mit der Meisterschaft zu zeichnen, mit der Goethe und Heinrich von Kleist es gethan haben. Bei der Schilderung pathologischer Seelenzustände vermag der Dichter aus seinem Eigenen zu schöpfen, so weit in solchen Zuständen noch Bestandtheile normalen Seelenlebens erhalten sind; die ganze Form des einzelnen Krankheitsbildes kann ihm immer nur die Beobachtung geben.

Doch mit Alledem haben wir noch kein Kunstwerk; es fehlt noch die Seele, also jener Gefühlszustand, der in das Material hineingelegt wird. In Wandereers Nachtlied vollzieht sich dieses Hineinlegen wieder in einfacher Weise: indem aus dem Wahrnehmungskomplex, den der abendliche Wald bietet, die passenden Elemente zu den vorhandenen Gefühlsdispositionen in Beziehung treten, werden sie vor den übrigen stark hervorgehoben; und während die Stimmung sich ausbildet, wird der Wahrnehmungskomplex durch diese ver-

schiedene Accentuirung seiner Einzelheiten zu ihrem Spiegelbild. Die so hervortretenden Elemente des Komplexes werden nun sprachlich wiedergegeben, und zwar mit Worten, die wieder unter den für den Ausdruck überhaupt möglichen von der Stimmung ausgewählt werden. Und eben so wie in diesem Beispiel werden auch aus dem reichen Material, das die vorhandenen Assoziationenzusammenhänge bieten, die zur Stimmung passenden Einzelheiten ausge sondert und, während die angegebenen Regulatoren wirken, zu einem neuen Ganzen verbunden. Und jene Fähigkeit des Dichters, sein Seelenleben zu schildern, wie es sich in einer fremden Situation abspielen würde, ferner sein Vermögen, fremdes Seelenleben in sich zu erzeugen, erhalten von den Bedürfnissen seiner momentanen Gefühlsdisposition ihre Richtung.

Doch Das ist noch nicht Alles. Durch ihren Stimmungsgehalt werden dem Dichter auch Vorstellungen nahegelegt, die durch die Erfahrung ihm so nicht gegeben sind. Der Dichter kann zunächst Gegebenes steigern; so erhalten die Helden übernatürliche Größe, weil nur eine solche dem imponirenden Eindruck ihrer Thaten zu entsprechen scheint. Schiller hätte auch ohne den Bericht über die Charvddis aus dem Anblick der Wassermühle die Vorstellung ungeheurer Strudel und Wellen schaffen können, wenn seine Stimmung durch jenen Anblick zwar gereizt, aber noch nicht befriedigt gewesen wäre. Ich habe ferner schon vorhin davon gesprochen, daß wir Unbekanntes vom Bekannten aus auffassen; am Bekanntesten und Vertrautesten ist uns nun das menschliche Seelenleben; daher wird dieses in die Natur hineingetragen, wo in ihr irgend eine Analogie zu menschlichen Verhältnissen vorzuliegen scheint. Das Verhältniß der Naturdinge zu ihrer Umgebung oder überhaupt zu anderen Objekten kann uns an entsprechende Verhältnisse im Menschenleben erinnern:

Ein Nichtenbaum steht einsam  
Am Norden auf kahler Höhe —

wie ein verlassenener, dort festgebannter Mensch; und wenn nun die Vorstellung eines Menschen in dieser Situation dem momentanen Gefühlsbedürfniß des Dichters entspricht, so wird sie ihm ganz lebendig und bleibt doch an die Vorstellung jenes Baumes gebunden. Beides verschmilzt mit einander. Und nun erlebt der Dichter mit dem Baume selbst mit, was ein Mensch in jener Situation erleben könnte:

Ihn schlüfert: mit weißer Decke  
Umhüllen ihn Eis und Schnee.  
Er träumt von einer Palme,  
Die fern im Morgenland  
Einsam und schweigend tranert  
Auf breuender Felsenwand.

Oder der Dichter erleidet von dem Naturobjekt einen eigenthümlichen Einfluß, wie er ihn unwillkürlich einem lebenden Wesen zutraut; und wieder kombiniert sich ihm die Vorstellung eines lebenden Wesens mit einem solchen Objekt: das Grausen der Nacht hängt sich an alle Gegenstände, die wir sehen, und diese werden damit zu Wesen, denen gegenüber dieses Grausen natürlich erscheint, die Eiche im Rebellkleide etwa zu einem aufgethürmten Riesen u. s. w.

Damit sind, freilich nur in sehr großen Zügen, die Grundlagen des dichterischen Schaffens gekennzeichnet. Der Keim einer einzelnen Dichtung entsteht nun dadurch, daß eine Vorstellungsmasse Beziehungen gewinnt zu einer vorhandenen Stimmungdisposition. Eine solche kann sich im Dichter bisher noch nicht merklich gemacht haben: eine Wahrnehmung, ein Vericht, eine zufällig auftauchende Vorstellungskombination geben ihm eine ihn befriedigende Gefühlswirkung, an die er vorher noch nicht gedacht hatte. Manchmal ist im Dichter aber auch schon eine Sehnsucht nach dem energischen Erleben einer ihm im Allgemeinen vorschwebenden Stimmung vorhanden; er wartet daher auf einen Stoff, der diese Sehnsucht befriedigen könnte, oder sucht ihn sich. Wir besitzen darüber interessante Zeugnisse von Dichtern, so von Schiller, der einmal schreibt: „Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Grundstimmung geht vorher und auf diese folgt bei mir erst die bestimmte Idee.“ Schiller ging gelegentlich ganz systematisch beim Auffuchen seiner Stoffe zu Werke. Er verspricht sich einmal eine starke tragische Wirkung von der Darstellung eines Verwandtenmordes und schreibt in dieser Zeit in seinen Kalender: „Eine Paricida — er meint Paricidium — muß begangen werden: fragt sich, von welcher Art. Vater tötet den Sohn oder die Tochter. Bruder liebt und tötet die Schwester; der Vater tötet ihn. Vater liebt die Braut des Sohnes. Bruder tötet den Bräutigam der Schwester. Sohn verräth oder tötet den Vater.“ So zählt er sich alle Möglichkeiten auf, um die günstigste herauszufinden. Was schließlich bei diesem Verfahren herauskam, war die Braut von Messina.

Mit dem Moment der Konzeption — so nenne ich die Berührung einer Vorstellungsmasse mit der Gefühlslage — sind gewisse Grundzüge des künftigen Werkes bereits festgestellt. Der selbe Stoff kann von verschiedenen Seiten her konzipiert werden und gewinnt, je nachdem die Konzeption von der einen oder anderen Seite erfolgt, ein verschiedenes Aussehen. Das Beispiel des abendlichen Waldes habe ich schon erwähnt; als zweites möge uns der Stoff einer Entführungsgeschichte dienen. Dabei kann den Dichter die List der Frau interessieren, die mit ihrem schwachen, dummen Manne umspringt, wie sie mag, und schließlich in dem sicheren Arm ihres Galans lachend das Weite sucht: Das würde etwa eine Novelle des Delamerone

ergeben. Oder dem Dichter ist die Güte und Geduld des Mannes sympathisch, der etwa der Frau naheilt und der reinigen, inzwischen vielleicht von ihrem Galan verlassenen Sünderin verzeiht: so könnte diesen Stoff etwa Gellert gestalten. Oder es interessiert die schreckliche Enttäuschung der Frau, die um des Geliebten willen Alles hingeeben hat und zu spät entdeckt, daß sie sich an einen Unwürdigen weggeworfen hat: so hätte Heinrich von Kleist die Sache auffassen können. Es kann aber auch die Gestalt des siegreichen Verführers oder der Kampf der beiden Männer um das Weib interessieren. Und so weiter. Bei jeder dieser Auffassungen wird die Stimmung eine andere; andere Personen rücken in den Vordergrund und auch Entwicklung und Abschluß sind entsprechend von einander verschieden. Bei manchen kleinen Dichtungen fällt Konzeption und Ausführung in Eins; bei größeren ist Das natürlich nicht möglich. Für die Ausarbeitung steht dem Dichter das ganze vorher geschilderte Material zur Verfügung; aus ihm schöpft er, was durch die Konzeption gefordert wird. Die dabei sich vollziehenden Vorgänge würden aber eine gesonderte Betrachtung erfordern.

Würzburg.

Professor Dr. Hubert Roettgen.



## Gott hats verziehen.

**W**alek Gora und Jaszko Sokalski stammten aus dem selben Dorf, waren in dem selben Jahr geboren und wurden am selben Tage eingezogen. Beide wurden für eine kleine Festung an der europäisch-asiatischen Grenze bestimmt, Walek als Gemeiner, Jaszko für den Lazarethdienst.

In der Fremde ging es den Jungen schlecht. Anderes Land, andere Menschen. Ihr einziger Trost lag darin, daß sie zu Zweien waren, nach Herzenslust plaudern und einander Muth zusprechen konnten. Auch kamen sie, so oft es ihr Dienst zuließ, zusammen; und während sie früher im Heimathdorf nur Altersgenossen und gute Bekannte waren, schlossen sie einander jetzt wie Brüder ins Herz. In der Fremde lernt man seine Landsleute lieben.

Gewöhnlich trafen sich die Jungen gegen Abend in der Kaserne. Auch am ersten Heiligen Abend, den sie fern der Heimath zubrachten. Die Erinnerung an diesen zu Hause so festlich begangenen Tag stimmte sie traurig. Die Burschen schwiegen und ließen ihre Gedanken weit über die Berge und Wälder schweifen. Nur die gedämpften Seufzer, die abwechselnd bald der Eine, bald der Andere ausstieß, verriethen, daß Beide an das Selbe dachten.

Walek unterbrach zuerst das Schweigen:

„Erinnerst Du Dich, Jaszko, wie es dazumal war?“ hob er leise an.

„Erinnerst Du Dich, Walek? . . .“

Sie lächelten Beide. Vergißt man solche Augenblicke je im Leben?

Allmählich wurden sie lebhafter. Ihre Köpfe rückten immer näher, das

Geplüster wurde lauter, der Klang der Heimathsprache zauberte ihnen gleichsam das eigene Land vor die Augen.

Sie waren so sehr in ihr Gespräch versunken, daß sie das Eintreten des Ortsdienst habenden Offiziers nicht bemerkt hatten, der eine Weile hinter ihrem Rücken aufmerksam zugehört hatte und dessen kurz geschnittener Schnurbart immer strenger über der zornig bebenden Lippe zuckte. Dann trat er einen Schritt vor und stand plötzlich dicht vor ihnen.

„Polnisch sprecht Ihr, Galanten? Polnisch! Hier, in der Kaserne?!“

Die Jungen schrien erschrockt zusammen.

Der Offizier erstattete sogleich Bericht. Die Verhandlung dauerte nicht lange. Jascho bekam zwei Tage Arrest bei Wasser und Brod, Walek sechs Stunden Wache ohne Ablösung vor dem alten Pulvermagazin, das ziemlich weit von der Stadt entfernt war. Die Strafe wurde sofort vollstreckt. Jascho wurde in den Arrest und Walek zur Wache abgeführt.

Gar fürchterlich ist der Frost im fernem Osten; die Vögel erfrieren im Fluge und das aus dem Munde gespiene Wasser fällt als Eiszapfen auf die Erde. Walek wußte Das aus Erfahrung, denn schon zweimal waren ihm die Ohren so erfroren, daß sie ihm beinahe abgefallen wären. Darum packte ihn bei dem bloßen Gedanken an jene sechs Stunden ein Schauder. Doch er hoffte zu Gott. Er hüllte sich in den großen, stättlichen Schafspelz, der zur Benutzung der Wache haltenden stets in dem Schilderhäuschen bereit lag, und beschloß, sich gar nicht hinzusetzen, um durch die fortwährende Bewegung sich stets warm zu halten. Eine Zeit lang erwies sich Das thätiglich als sehr gutes Mittel, aber nur, so lange die Luft ruhig war. Bald jedoch erhob sich ein leiser Wind, erst ganz still und gleichmäßig, der kaum eine handvoll Schneeflocken von der Stelle zu treiben vermochte. Die Bewohner des Ostens wissen aus Erfahrung, was solch ein stiller Wind zu bedeuten hat, und bemühen sich, wo sie können, sich wie die Käuse in den Pöchern zu verbergen. Auch Walek hatte davon gehört. Das Herz wurde ihm beklommen. Aber was thun? Zu die Kaserne zurückkehren, um sich wegen Ungehorsams eine Kugel vor den Kopf schießen zu lassen? Er hüllte sich fester in den Pelz ein und beschleunigte den Schritt.

Der leise Wind fing inzwischen an, seine Richtung zu ändern und einen Kreis zu beschreiben, als zögerte er und wisse nicht, was er weiter beginnen solle. Bald trieben die Schneeflocken wie eine weiße Tischdecke vorwärts, bald sprangen sie wie Johannidwürmchen in die Höhe, wirbelten in der Luft und fielen sehr ruhig wieder auf die Erde hinab. Auch der Wind legte sich vollständig und lange rührte sich kein Schneestäubchen von der Stelle.

Walek athmete auf.

Gottlob! dachte er. Wenn es weiter nichts ist, läßt sich ertragen.

Doch plötzlich heulte was; dort hinten, in den fernem nächtlichen Schattenecken. Wie ein Thier, dem unerwartet ein Dorn versezt worden war. In dem selben Augenblick und an der selben Stelle strebte eine riesige Schneefäule plötzlich von der Erde empor, gerieth in einen stürmischen Wirbel und begann, wie behext, zu tanzen und in die Runde Schneeballen auszuspielen. Es dunkelte.

Walek zog die Hand aus dem Pelz, um die Nase auf dem Kopf festzuhalten; doch in dem selben Augenblick schnellte gerade vor seinen Füßen eine

zweite Schneefäule empor. Die Enden des Felzes breiteten sich wie Flügel über seinen Kopf aus, der Schnee verstopfte ihm den Mund und spritzte ihm in die Augen. Er fiel, so lang er war, fast ohnmächtig zu Boden und klammerte sich mit gekrümmten Fingern an die Schneerinde, um nicht selber wie ein Stäubchen fortgewirbelt zu werden. Nach einer Weile erholte er sich ein wenig und begann, auf allen Vieren nach dem Schilderhäuschen zu kriechen. Es war bereits zur Hälfte verschneit; aber er hatte keine Lust mehr, sich durch Bewegung warm zu halten. Lieber erfrieren!

Der Frost ließ nicht lange auf sich warten. Vergebens rieb Walek Hände und Füße, vergebens verkroch er sich in seinen Pelz. Die zunehmende Kälte durchdrang alle Kleidungsstücke, schlich unter das Hemd bis an den nackten Leib und stach und kniff so lange, bis die Glieder erstarrten.

Dem Burfchen traten die Thränen in die Augen.

Wofür? — dachte er — wofür? Möge Gott Euch schwer strafen, Ihr mitleidlosen Henkerknechte!

Er schluchzte und weinte. Er versuchte nicht länger, sich zu vertheidigen. Er kauerte sich ganz zusammen, so daß er nur halb so groß war wie sonst, rückte in den äußersten Winkel des Häuschens, preßte die Zähne auf einander und blieb unbeweglich. Nach einiger Zeit schien er zwar von der Kälte weniger zu leiden, aber eine ihm selbst kaum verständliche Furcht hielt ihn gänzlich umfangen. Er vernahm das Windgeheul, das wie besessen sein Versteck umstürmte, und ihm war, als ob er aus diesem Geheul, diesem unaufhörlichen Geräusch ein unerbittliches Urtheil über sich heraus hörte. Auch war ihm — er hätte es sogar beschwören können —, als riefte ihn Jemand aus weiter, weiter Ferne beim Namen.

Walek . . . Wa—a—lek . . . : so tönte es unaufhörlich. Der Sturm ergriff diese Stimme und trug sie über die ganz verschneite Gegend, als beklagte er sich, daß er das ihm zugewiesene Opfer nicht finden könne.

Walek zitterte und schmiegte sich fester an die harte Wand.

Plötzlich erzitterte das Schilderhäuschen. Mit satanischem Gefächel, mit wildem Zerschmettergelächter stürzte die Windsbraut über den Burfchen her, hob ihn von der Erde und eilte mit ihm davon . . .

Walek stockte der Athem in der Kehle.

„Mutter Gottes“, rief er, „rette mich Armen!“

Aber mit einem Male, bevor er diese Worte noch zu Ende gesprochen hatte, veränderte sich Alles. Von Angst keine Spur mehr. Der eifige Wind liebte ihn, wie ein zartes Kind, mit sanften Flügeln und ließ ihn leicht auf eine rauchgrüne Wiese herab. Nun wanderte Walek bei prächtig schönem Wetter dahin. In den Höhen frohlockte die Nachtigal, der blühende Buchweizen athmete süßen Honigduft aus und vom fernen dunklen Waldbaum her klang ein bekanntes Volkslied über das Feld.

Erstaunt blickte der Burfche umher, denn plötzlich erkannte er seine Heimath — : dort hinter dem Hügel die alte Linde und das Strohdach der väterlichen Hütte. Allmächtiger Gott! Er beschleunigte den Schritt; sein Herz pochte, daß es die Brust zu sprengen drohte. Endlich war der Hof erreicht. Das Thor knarrte . . .

„Bursch, Du beläst mich an? Er erkennt mich, der alte gute Hund! Genug

der Freudenbezeugungen! Ich habe jetzt keine Zeit mehr für Dich . . ." Noch einen Schritt . . . "Aber die Hand zittert, kann nicht die Schritte . . ." Er tritt hinein. „Gefegnet sei Jesus Christus“, sagt er, „gefegnet . . .“

„Heiligste Mutter Gottes! Bist Du es, mein guter Sohn?“ Die alten Hände der Mutter drücken ihn fest in den Weisenschloß, aus den alten Augen fließen die Thräuentropfen im Strom über seinen Kopf. Ach, wie deutlich fühlte er diese Tropfen: heiß, groß und schwer fallen sie herab. Ihm aber wird freudig zu Muth. Ist's Lachen oder Schluchzen, das ihm die Kehle zusammenschürt und die Sprache hemmt?

Als bald tritt der Vater in die Stube, dann die Nachbarn . . . Der jüngere Bruder setzt sich des älteren Soldatenmühe auf, die Schwester bereitet das Essen. Walek lacht, erzählt lustige Schurken . . . Doch plötzlich, ganz unerwartet, ergreift der Vater ein Stück Holz und verseht dem Heimgeskehrten einen Hieb über den Kopf . . .

„Wofür, Väterchen, wofür?“ wimmert er herzzerreißend, „ich habe Euch doch nichts . . .“ Der Vater holt zum zweiten, zum dritten Male aus . . . Walek schluchzt bitterlich. Die Hiebe werden immer stärker, immer dichter, immer schmerzlicher.

„Nach den Kolonien bist Du gegangen“, droht über ihm des Vaters zornige Stimme. „In Hause gefiel es Dir nicht mehr, nach Sibirien bist Du ausgewandert, um für ein fremdes Land Deine Kräfte hinzugeben. Dafür sollst Du bestraft werden, für Dein Sibirien!“

„Ach, Väterchen, nie werde ich es mehr begehren!“ Walek fleht, bedeckt den Kopf mit den Händen und hört plötzlich, daß zu des Vaters Stimme sich eine andere gesellt, die immer stärker und mächtiger wird, Alles übertönt und zuletzt nur noch allein in seinen Ehren droht.

„So hältst Du Wache, Du Hundesohn? So, Du gemeiner Pollack!“

Walek zuckte zusammen. Mit großer Anstrengung riß er die Augenlider auf: vor seinen Augen erglänzte für einen kurzen Augenblick das zornige Gesicht des Honde-Offiziers; dann versiel er wieder in den Taumel fieberhafter Visionen. Das Holzschelt des Vaters und die eisenbeschlagenen Ablässe des Offiziers schmolzen in Eins zusammen; eine kurze Zeit fühlte er noch ein Wenig Schmerz; bald aber wurde er ganz empfindungslos.

Jetzt erst ließ der Offizier — denn diesmal war es kein Traumgebild, sondern Wirklichkeit — in seiner Wuth nach.

Er hatte geschrien, vor Wuth geschäumt, mit den Füßen getrampelt; endlich war er müde und heiser geworden.

„Hebt das Kias auf!“ rief er den Soldaten der Patrouille zu.

Zwei Soldaten packten Walek unter die Arme, hoben ihn empor und lehnten ihn wie ein Stück Holz an die Wand des Schilderhäuschens. Seine Mühe war auf die Erde gefallen, der Kopf hing herab, der schneidende Wind glitt mit eisigem Hauch über sein Gesicht und preschte aus den ausdruckslosen Augen große Tropfen heraus. Er fühlte nichts. Der Offizier hatte sich inzwischen erholt und sprang wieder auf ihn los.

„Das nennst Du also Wache halten, Hundesohn! Bei der Wache am Pulvermagazin schläfst er! So hältst Du Wache! Die Haut sollte man Dir abziehen, Lumpenteufel! Dich niederzuschleichen, wäre noch zu gelind!“

Noch eine Ohrfeige verfehlte er ihm, — der Kopf des Jungen fiel, wie abgeschnitten, auf die Schulter. Er schlug von der anderen Seite, — nun lehrte der Kopf wieder an seinen ursprünglichen Ort zurück. Endlich ließ er ihn in den Arrest abführen.

Aber Walek ging Das nichts mehr an. Er wußte nichts von Gottes Welt. Auch wußte er nicht, daß er dem Festungskommandanten vorgeführt wurde, der ihm ins Gesicht spuckte und ausdrücklich erklärte, ein solcher Lump verdiene nicht, den Soldatenrod zu tragen. Eben so wenig erinnerte er sich später, wie er die Nacht in der kalten, feuchten Arrestzelle verbracht hatte und von dort endlich ins Lazareth geschleppt worden war.

Eine starke Erkältung und die erlittene Mißhandlung hatten ihm eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Bursche phantasirte; bald weinte, bald lachte er und Jaschko, der als Lazarethwärter seine Qual mit anfaß und bemerkte, wie er mit jedem Tage zusehends abnahm, wurde beinahe selbst krank.

Endlich, gegen Ende der zweiten Woche, kam Walek wieder zum Bewußtsein. Er sah sich im Saal um, in dem er lag, und lächelte Jaschko, der sich eben daran machte, den Ofen zu heizen, von Weitem zu.

Mit einem Sprung war Jaschko an seiner Seite.

„Na, gelobt sei der Allmächtige“, flüsterte er erfreut. „Bist wieder zur Vernunft gekommen. Aber hast mir Angst eingejagt! . . .“

Fest drückte er des Kranken Hand. Doch seine Freude dauerte nicht lange. Als er in Waleks Augen schaute — so bleich wie die Sterne am Morgenhimmel und von so eigenthümlichem Ausdruck, als spiegelte sich in ihnen nicht jene alte, gute Seele des Knaben, sondern eine unbekannte, feierliche —, da befiel ihn eine hoffnungslose Traurigkeit. Er wandte sich schnell wieder ab, als eilte er, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen; im Grunde geschah es nur, um dem Kranken seine Thränen zu verbergen. Aber Walek hielt ihn nicht einmal zurück. Er folgte ihm nur mit den Augen, die er mitunter ermüdet schloß. Ganz ruhig, ohne sich zu regen und einen Laut von sich zu geben, lag er da. Erst gegen Abend, als Jaschko seine Arbeit verrichtet hatte und sich an sein Bett setzte, legte Walek seine kalte Hand auf die des Freundes, schweig noch eine Weile und begann schließlich mit leiser Stimme:

„Wenn Du heimkehrst, Jaschko, grüße die Mutter, den Vater und alle Andern . . . Sage, daß ich im letzten Augenblick an sie gedacht habe . . .“

Jaschko zitterte wie ein aufgeschreckter Vogel.

„Was redest Du?“ flüsterte er. „Soll ich allein zurückkehren? Hab' keine Angst: Gott wird Dich schon wieder gesund machen. Dann kehren wir zusammen heim, eben so wie wir zusammen herkamen.“

Der Kranke stöhnte: „Ich kehre nicht mehr heim . . . Das weiß ich. Weder Mutter noch Vater werde ich wiedersehen. Noch auch unsere heilige Erde und die liebe Sonne . . . Nichts . . . nichts . . . nie mehr . . .“

Die eingefallene Brust dehnte sich unter seinem Hent, als würde sie von dem Schluchzen geweitet; dann fiel sie noch mehr ein; die Augen schlossen sich und nur die halb geöffneten Lippen zitterten leise.

Jaschko saß niedergedrückt und rathlos da.

Gegen Abend stieg das Fieber wieder, das eine Weile nachgelassen hatte.

Der Kranke athmete schwer, rothe Flecken zeigten sich auf den Wangen, die weit geöffneten Augen glühten wie feurige Kohlen.

Gegen Mitternacht beugte sich Jaszko über Walek, als er dessen leichten Händedruck fühlte.

„Jasz“, hob der Kranke mit kaum vernehmbarer, leuchtender Stimme an, „beim Gekreuzigten beschwore ich Dich: Thue, was ich von Dir erbitte! Ich bleibe allein hier zurück . . . allein für ewige Zeiten . . . feindliche Erde wird meine Brust drücken; fürchterlich, traurig wird mirs hier sein . . . Schreibe an die Reinigen . . . Mögen sie eine Handvoll . . . unserer Erde . . . irgend eine Blume . . . herschicken . . . Das Alles legt Du auf mein Grab . . . Wirst Du es thun?“

Jaszkos Kehle schien wie von einem eisernen Reifen zugeschnürt. Er machte den Mund nicht auf, aus Furcht, der lange verhaltene Schmerz könnte in laute Klage ausbrechen, und nickte nur mit dem Kopf.

Walek drückte seine Hand fester und begann von Neuem, zu flüstern:

„Das ist Gottes Strafe, eine über mich verhängte Strafe . . . Erinnerst Du Dich, Jasz, wie man uns damals zuredete, nach Sibirien zu gehen, und uns da unten Hand versprach? . . . Das lockte mich. Ich verließ das väterliche Erbe und zog aus . . . Und Gott strafte mich. Meine Knochen werden hier bleiben . . . Aber die Seele, Jasz, die Seele . . . Bete mit mir, beten wir Beide zu Gott; vielleicht verzeiht Er meiner Seele.“

Er faltete die zitternden Hände und begann mit großer Anstrengung die Worte des Gebets: „Vater unser, der Du bist im Himmel . . .“

Jaszko fiel vor dem Bett auf die Knie. „Er wird Dir verzeihen, der allgütige Herr. Aber diesen Hundekerkel wird er nicht verzeihen. Ihnen nicht, ihnen verzeiht Gott nicht . . .“

Jaszko vergaß, wo er sich befand, und jammerte laut.

In diesem Augenblick trat aus dem Nebensaal der Stabsarzt ein.

„Was ist Das für ein Geschrei!“ rief er wüthend. „Fort von hier!“

In Jaszko lochte es. Er sah den Stabsarzt mit einem Blick an, daß Dieser zurückwich. Selbst aber rührte er sich nicht von der Stelle.

Der Doktor ging hinaus und kehrte bald mit einem Offizier und zwei Soldaten zurück. Jaszko wurde abgeführt.

Walek blieb allein.

Nur das gelbliche Licht einer Nachtlampe huschte schattenhaft über sein Gesicht, das in Todessehnsucht gebadet war, und sah ihm neugierig in die Augen, als wollte es dem Tode leuchten, der aus dem dunkelsten Winkel des Saales ihm bereits seine Wolfszähne wies. Ueber den fernen Osten zog schon der rosige Widerschein der Morgendämmerung. Zimmer noch rang der Sterbende mit dem Tod, verdrehte die Augen und röchelte. Erst, als die hellsten Strahlen der aufgehenden Sonne seitwärts durch die schmutzigen Fensterscheiben guckten, begann er, sich langsam zu beruhigen. Der Körper rothete sich und wurde kalt. Auf die bleiche Stirn senkte sich ein feierlich sanfter Friede. Der Allmächtige hatte ihm verziehen . . . Noch einmal öffnete er die Augen, bewegte wie zum Abschiedsgruß an das Leben die Lippen und starb.



## Traumnacht.

Ich weiß es nicht, woher des Wegs wir schritten,  
 Nur, daß es stille Sommermondespracht;  
 Im Dunkel lag, was wir bisher gelitten,  
 Es war, als ob wir leise aufwärts glitten —  
 Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Dann ruhten wir. Du bist aufs Knie gesunken  
 Und Deine Hände streichelten mich sacht;  
 In Deinen Haaren flimmerten die Funken,  
 Es war der Thau. Ich hab' ihn aufgetrunken —  
 Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Du wolltest reden, doch in Deinem Munde,  
 Der sonst so süß und sonnenhell gelacht,  
 Erstarb das Wort. Es schauerte die Kunde  
 Im Schweigen dieser heilig großen Stunde —  
 Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Ein blühend Lager war für uns bereitet,  
 Von weißen Schleiern bräutlich überdacht;  
 Ich weiß nicht, wer den Andern hingeleitet,  
 Was sich um uns mit Silberschwingen breitet —  
 Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Und in ein Meer von Glück sind wir versunken  
 In einen Traum, aus dem Du nicht erwacht.  
 Am Himmel blinkt es kalt von blassen Funken,  
 Ich steh allein, scheu und erinnerungstrunken —  
 Die Lilien glühten heißer diese Nacht.

Hamburg.

Theodor Suse.



## Selbstanzeigen.

**Deutschland am Scheidewege.** Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirtschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands.  
 B. G. Teubner, Leipzig.

In den handelspolitischen Erörterungen der Gegenwart spielt folgender Gedankengang eine wichtige Rolle, auf Grund dessen man zur Ablehnung jeder Erhöhung der Agrarzölle und zur Befürwortung einer mehr oder weniger frei händlerischen Handelspolitik für das Deutsche Reich gelangt: Die Bevölkerung Deutschlands nimmt jetzt jährlich um 6 bis 800 000 Seelen zu; die deutsche Landwirtschaft ist nicht mehr im Stande, das nöthige Brotgetreide für die wachsende Menschenzahl zu erzeugen; folglich bleibt für Deutschland gar nichts Anderes übrig, als den Bevölkerungszuwachs in der Industrie unterzubringen und mit der Herstellung von Fabrikaten für den Bedarf fremder Nationen zu beschäftigen. Dieser Theorie stelle ich die nachfolgende entgegen: Nicht die „ehrerne Nothwendigkeit einer Bevölkerungsvermehrung, wie sie die Weltgeschichte noch niemals gesehen hat“, nicht der Umstand, daß Deutschland nach Caprivi's Wort nur noch die Wahl hatte, entweder Menschen zu exportiren oder Waaren, hat unsere Exportindustrie geschaffen und trachtet, sie weiter auszudehnen, sondern lediglich das im Gefolge der modernen Agrarkrise eintretende Sinken der Reinerträge der deutschen Landwirtschaft bei gleichbleibendem oder gar steigendem industriellen Gewinn. Das ist die Ursache, die die Vertheilung des Bevölkerungszuwachses so regulirt hat, daß die Landwirtschaft nichts und die Industrie Alles bekam. In Bezug auf die Zukunftsaussichten der internationalen Arbeitstheilung versuche ich eine Versöhnung der beiden einander jetzt scharf gegenüberstehenden Anschauungen vorzunehmen, von denen die eine glaubt, daß die großen Weltreiche sich immer mehr abschließen werden, um sich schließlich wirtschaftlich selbst zu genügen, während die andere behauptet, daß die Zukunft durch eine immer stärkere Zunahme des Handelsverkehrs zwischen den verschiedenen Nationen charakterisirt sein werde. Dem gegenüber vertrete ich überzeugt die Theorie, daß die zukünftige Entwicklung zwar insoweit voraussichtlich eine beständige Zunahme der internationalen Arbeitstheilung zeigen wird, als man nur den Geldwerth der im nationalen Verkehr umgesetzten Waaren in Betracht zieht, daß sie aber zugleich von einer entscheidenden Umgestaltung des Güterauslaufes zwischen den verschiedenen Völkern begleitet sein wird. Die internationale Waarenbewegung nach der jetzt eine so wichtige Rolle spielenden Formel: Bodenprodukte gegen Fabrikate, wird nach einer kürzeren oder längeren Frist bis auf geringe Reste verschwinden, aber nicht, um von einem Zustande ohne jede internationale Arbeitstheilung abgelöst zu werden, sondern, um einer Periode Platz zu machen, in welcher die internationale Arbeitstheilung zwar beständig wächst, die Formel des Umtausches aber lautet: Bodenprodukte gegen Bodenprodukte und Fabrikate gegen Fabrikate; denn erst unter dieser Voraussetzung ist die internationale Arbeitstheilung für alle an ihr beteiligten Völker ein wirklicher wirtschaftlicher Gewinn. Schließlich komme ich zu folgenden handels- und wirtschaftspolitischen Forderungen: Agrarzölle von genügender Höhe, um die deutsche Landwirtschaft

wenigstens in ihrem bisherigen Umfange zu erhalten, und Fortführung der Sozialreform (und zwar insbesondere staatliche Lohnregulierung in der Hausindustrie), um die Entstehung und weitere Ausbildung solcher Exportindustrien zu verhindern, die, wie die großstädtische Kleiderkonfektion, die Spielwarenindustrie u. s. w., ihre überlegene Position auf dem Weltmarkt nur der Minderwertigkeit ihrer Arbeitsbedingungen verdanken.

Frankfurt a. M.

Dr. Ludwig Vohle.

**Ralph Waldo Emerson: Essays, Erste Folge.** Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902. Buchausstattung von Fritz Schumacher.

Emerson, der stille Träumer von Concord, ist dem lesenden Deutschen heute kaum mehr ein Fremder. So häufig ist in neuester Zeit auf ihn hingewiesen worden, daß man sagen kann: Seine Zeit ist für uns gekommen. Die hier zusammengestellte Auswahl von Gedanken bildet einen durch innere Uebereinstimmung verbundenen Ideenkreis. Emerson ist von Natur ein Peripatetiker, ein spaziergehender Denker und Dichter gewesen, der die Eingebungen, die ihm kamen, niederschrieb, um sie später zu einem mehr oder minder losen gebundenen Gedankenfranz, anmuthig und artig, würde Goethe sagen, zusammenzufächeln. So sind seine Essays entstanden. Das eigentlich schöpferische Denken ist weniger Emersons Beruf als vielmehr das Freimachen der Bahn für schöpferische Gedanken durch das Hinwegräumen von Vorurtheilen jeder Art. Solche Denker können auch das Neuland, das wir bebauen müssen, zu brauchbarem Ackerboden vorbereiten helfen. Er ist ein Mann des Müßigganges im höchsten Sinne. Er schreibt für Menschen, die Muße haben zum Betrachten und Genießen. Solche Menschen sind noch ziemlich selten in unserem allzu fleißigen Deutschland. Wir werden in kommender Zeit mehr solcher Menschen haben, wenn wir uns nicht mehr so als politische und wirtschaftliche Emporkömmlinge fühlen, sondern erst erwerben lernen, was wir von unsern Vätern ererbt haben. Emerson ist ein Seher und Forscher, der das Wetterleuchten einer kommenden Zeit sieht und das ferne Donnergrollen hört, ehe es Andere merken. Aber es schreckt ihn nicht. Er weiß: es muß kommen; und darum ist es ihm willkommen, als Sinnbild des Seins im Wechsel. Darum blickt er dem Kommenden neidlos, vorurtheillos und vor Allem furchtlos entgegen.

Kiel.

Wilhelm Schölermann.

**Walter Pater: Die Renaissance.** Studien in Kunst und Dichtung. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902. Buchschmuck von Fritz Schumacher.

Die Studien Walter Paters über die Renaissance erscheinen hier zum ersten Mal vollständig in deutscher Sprache. Sie sind vom Verleger und Herausgeber als eine Ergänzung zur deutschen Auskin-Ausgabe gedacht. Denn das Wesen der Renaissance war Muskins Natur so entgegengesetzt, daß er an dieser ganzen Kunst- und Menschenepoche mit verbundenen Augen vorüberging. Werke wie das Paters setzen Zweierlei voraus: feinstes Fühlen und weitestcs Wissen. Darum wenden sie sich an die Wenigen und Wählerischen. So rein und kristallhell die Form und die Anschauung bei Pater zur Einheit verschmolzen sind:

populär wie Ruskin wird er und kann er nicht sein. Denn bei aller Feinsichtigkeit seines ethisch-ästhetischen Bewusstseins behielt Ruskin immer das volkerzieherische Ziel im Auge; er wollte lehren, überzeugen, veredeln. Vater will nur erkennen, nachfühlen. Denn er erkannte den ethischen Kern alles wahrhaft Ästhetischen im Leben und im Kunstwerk. Darum moralisiert er nie. Seine Moral ist Mitleidgefühl. Dem deutschen Leser wird, nach dem erquickenden Gang durch die zwei Jahrhunderte der auf- und der absteigenden Renaissance, auch der traumhafte Rückblick im Geiste eines Einzelnen, eines Großen und Mißverständenen, willkommen sein. Windelmann, dem Spätling und „gründlich geborenen Heiden“, ist der letzte Aufsatz des Buches gewidmet... Enger wird für uns heute der Wirkungskreis des Vergangenen, nie zu Wiederholenden in Kunst und Leben, besonders einer Zeit gegenüber, deren Inhalt und Form, so gewaltig sie erscheinen, nicht ohne Schaden auf die Gegenwart übertragen werden können. Dem Erkennenden bietet der Rückblick unerforschlichen Genuß.

Kiel.

Wilhelm Schölermann.

☛  
**Stoßzeittheorie.** Heidelberg, 1902. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Ich habe in dieser Schrift nachgewiesen, daß die Bahn der Sonne eine Ellipse ist, daß die Bewegung der Sonne daher ungleichförmig, und zwar an den Stellen größter Exzentrizität stark verlangsamt ist. In Folge dieser Verlangsamung muß die Sonne eine bedeutende Abkühlung erfahren, deren Wirkungen wir unbedingt auf der Erde wiederfinden müssen und nach meiner Meinung in den Eiszeiten wiederfinden. Durch diese Schrift eröffnen sich Perspektiven von ungeahnter Weite, Perspektiven, die uns ermöglichen, aus dem Sonnenumlauf das Alter des organischen Lebens auf der Erde zu bestimmen oder, umgekehrt, aus diesem die Elemente der Sonnenbahn zu berechnen.

Ernst Fischer.

☛  
**Deutsche Revue.** Eine Monatschrift, herausgegeben von Richard Fleischer.

Monatlich erscheint ein Heft von 128 Seiten.

Der Herausgeber versteht es, wie kaum ein anderer, der Deutschen Revue Denkwürdigkeiten und Lebenserinnerungen hervorragender Lebender oder jüngst verstorbenen Zeitgenossen zuzuführen und damit ihren Lesern wichtige Beiträge zur Geschichte zu liefern. So sind jetzt die Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals von Stoß, des ersten Chefs der Admiralität, erschienen. Ferner Erinnerungen aus dem Berufsleben des Generalobersten Freiherrn von Loß, Gedendblätter von Ruyman und Emmerich u. s. w. Es wird auch künftig die vornehmste Aufgabe der Leitung der Deutschen Revue sein, ihr den Ruf, den sie sich während eines Vierteljahrhunderts errungen hat, zu erhalten. Ohne das Sprachrohr einer Partei zu sein, wird die Deutsche Revue ihre Spalten allen berufenen Schriftstellern öffnen, die den Fortschritt unserer geistigen Kultur zu fördern wissen oder das freie Licht der Forschung in die Geschichte der jüngsten Vergangenheit, die dem Interesse der Gegenwart naturgemäß am Nächsten steht, zurückstrahlen lassen.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt.

## Minenschwindel.

Ohne sich für einen großen Propheten zu halten, kann man zwei bittere Enttäuschungen schon für eine nicht zu ferne Zeit den internationalen Kapitalisten voraussagen. Die beiden Säulen, auf denen die Zuversicht des Händlerthumes jetzt in breiter Selbstgefälligkeit ruht: der Amerikanertaumel und der Minenboom, werde nicht allzu lange mehr das Vertrauen auf ihre Tragkraft rechtfertigen. Die amerikanischen Börsen stehen dicht vor bösen Zusammenbrüchen. Zu diesem Glauben bestimmt mich nicht etwa die Annahme, die neue Antitrustbewegung, die Präsident Roosevelt mit der Voraussicht eines geschickten Wahlmachers eingeleitet hat, könne den Trusts wirklich auf die Dauer schädlich werden. Einer solchen Staatsaktion haftet der Mangel an, den wir der deutschen Gesezmacherei so oft vorgeworfen haben: sie übersieht, daß der Kampf gegen den Kapitalismus dem Kampf mit der Hydra gleicht; wenn man eine Form zerstört hat, so tauchen statt ihrer zehn neue Formen auf, durch die das gestern Verbotene morgen in das Reich der Gesezlichkeit gerettet wird. Wenn das jetzige Vorgehen gegen die Trusts überhaupt eine Wirkung hat, so kann es vielleicht die sein, den latent in der amerikanischen Produktion ruhenden Zündstoff zur Explosion zu bringen. Aber auch ohne solche Gewaltmaßregeln wäre der amerikanische Krach in wenigen Monaten unausbleiblich. Auf's Haar fast gleichen die in Amerika herrschenden Zustände denen, die wir vor anderthalb Jahren in Deutschland hatten; da waren Roheisen und Kohle nicht zu haben und alle Volksklassen schienen sich einer nie gesehenen Gesundheit zu erfreuen. Eins allerdings fehlt in Amerika. Bei uns war zu jener Zeit — also ehe man an die Hypothekenkrisis, den Treberkrach, an die Exner und Terlinden dachte — bereits eine Kreditkrisis fühlbar geworden. Der Geldstand war fast unerreicht hoch. So liegen in Amerika die Dinge noch nicht. Man rechnet mit verhältnismäßig geringen Geldsätzen; der Grund soll später gesucht und heute nur hervorgehoben werden, daß, im Gegensatz zur kontinentalen Wirtschaft, in Amerika die Entwicklung vorläufig immer noch sprunghaft fortschreitet. Da können sich von einem zum anderen Tage blitzschnell auch die Geldsätze ändern.

Während nach menschlicher Voraussicht der amerikanische Krach unmittelbar bevorsteht, ist nicht ausgeschlossen, daß dem Minenboom eine etwas längere Frist gesetzt ist. Natürlich kann jede Veränderung auf dem internationalen Geldmarkt auch auf diesem Gebiete täglich einen Zusammenbruch bewirken. Bei normaler Entwicklung aber wird die Enttäuschung hier mit dem Friedensschluß im Transvaal zusammenfallen. Daß dieser Friedensschluß die Minenkurse zum Sinken bringen muß, scheint zweifellos, wenn man die übertriebenen Hoffnungen in Betracht zieht, die in den hohen Kursen zum Ausdruck kommen. Man kann sich sehr schwer eine Vorstellung von den Kurssteigerungen in London machen, weil die Sterling-Rechnung nicht so genau wie die Kursberechnung an den deutschen Börsen die prozentuale Höherbewertung ausdrückt. Hält man sich aber diesen Unterschied vor Augen, so gewinnt man das richtige Maß für den Vergleich der Kurschwankungen südafrikanischer Minenwerthe im Jahr 1901. Es stiegen:

Barnato-Consols . . . . .	von	1 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> Pfund Sterling auf	2 <sup>5</sup> / <sub>16</sub> Pfund Sterling
Bonanza . . . . .	"	3 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> " " "	5 <sup>12</sup> / <sub>16</sub> " "
Chartered Comp. . . . .	"	2 <sup>3</sup> / <sub>8</sub> " " "	3 <sup>11</sup> / <sub>16</sub> " "
Deep Levels . . . . .	"	2 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> " " "	1 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> " "
Consol. Goldfields . . . . .	"	6 <sup>12</sup> / <sub>16</sub> " " "	2 <sup>7</sup> / <sub>8</sub> " "
De Beers . . . . .	"	28 " " "	39 <sup>7</sup> / <sub>8</sub> " "
Geduld proprietary . . . . .	"	3 <sup>11</sup> / <sub>16</sub> " " "	6 <sup>2</sup> / <sub>16</sub> " "
H. Goerz & Comp. . . . .	"	1 <sup>16</sup> / <sub>16</sub> " " "	2 <sup>7</sup> / <sub>8</sub> " "
Jubilee . . . . .	"	4 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> " " "	6 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> " "
Jumpers . . . . .	"	4 " " "	5 <sup>7</sup> / <sub>8</sub> " "
Yancasters Gold . . . . .	"	2 " " "	3 <sup>1</sup> / <sub>8</sub> " "
Langlaagte Deep . . . . .	"	2 " " "	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> " "
Ratabele Gold . . . . .	"	2 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> " " "	4 <sup>15</sup> / <sub>16</sub> " "
Reyer & Charlton . . . . .	"	4 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> " " "	6 <sup>1</sup> / <sub>8</sub> " "
Robberfontein New . . . . .	"	8 " " "	12 <sup>7</sup> / <sub>8</sub> " "
Montrose . . . . .	"	2 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> " " "	1 <sup>7</sup> / <sub>8</sub> " "
Mozambique . . . . .	"	1 <sup>3</sup> / <sub>16</sub> " " "	2 <sup>3</sup> / <sub>16</sub> " "
Randfontein . . . . .	"	2 <sup>9</sup> / <sub>16</sub> " " "	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> " "
Rhodesia . . . . .	"	2 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> " " "	6 <sup>5</sup> / <sub>8</sub> " "
Simmer & Jack . . . . .	"	5 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> " " "	7 <sup>12</sup> / <sub>16</sub> " "
Witwatersrand . . . . .	"	1 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> " " "	2 <sup>11</sup> / <sub>16</sub> " "

Diese Beispiele — die alle seit dem Jahreschluß noch erfolgten, zum Theil sehr beträchtlichen Kurssteigerungen unbeachtet lassen — zeigen nicht nur die Steigerung, sondern auch den absoluten Hochstand der Minenkurse; denn der Nominalbetrag fast all dieser Werthe ist ein Pfund Sterling. Nach den Entmuthigungen des Jahres 1898 sind die Kurse im Kriegslärm stetig gestiegen und man darf getrost sagen, daß jede Chance, die ein Friedensschluß etwa bieten könnte, Anlaß zu neuen Steigerungen gegeben hat. Dabei überseh man völlig, daß der hintende Bote nachkommen muß; denn sobald der Friede geschlossen ist, gilt es erst, eins der wichtigsten Probleme zu lösen: das der Minenbesteuerung. Als der Krieg ausbrach, konnte man nicht laut genug über die Härte seufzen, mit der Ojm Krüger und seine Leute die Etats der Minen belasteten. Ob man beim Uebergang in englischen Besitz aber wirklich besser fortkommen wird? Gewisse Kenner der afrikanischen Verhältnisse verneinen diese Frage. Daß eine englische Regierung wagen dürfte, englischen Staatsbürgern hohe neue Steuern aufzuhalsen, wird wohl Niemand in der Welt glauben. Ein großer Theil der Kriegsanleihe wird, wenn auch ausgestattet mit englischer Garantie, auf Transvaal abgewälzt werden. Die Zinsen müssen die neuen Unterthanen Großbritanniens aufbringen. Die stärksten Steuerobjekte aber sind natürlich die Minen; eigentlich sind sie auf lange Zeit hinaus sogar die einzigen potenten Steuerträger. Hat man sich diese Konsequenzen erst allgemein klar gemacht, dann dürfte auch die Begeisterung im Kafferncircus bedenklich herabgemindert werden, — und dann ist ein Kurssturz unausbleiblich.

Dabei ist das Schlimme, daß von einer scharfen Abwärtsbewegung des londoner Minenmarktes Deutschland hart getroffen werden müßte. Wer nicht mitten im Bankleben steht, kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, welche Riesenausdehnung die Spekulation und Kapitalsanlage des deutschen

Publikums in südafrikanischen Minenwerthen ausgenommen hat. Die Fehler des Börsengesetzes und die Industriekrisis haben unser Anlage suchendes Kapital förmlich mit Gewalt ins Ausland getrieben. Die englischen Bankiers haben diese Situation ausgenützt; ein ganzes Heer von Remisiers treibt an der Berliner Börse sein Unwesen. Die deutschen Bankiers sind nur allzu leicht geneigt, den Vorkursen dieser Werber Gehör zu schenken; natürlich: denn die Provision, die ihnen winkt, ist viel höher, als sie für die Vermittlung in deutschen Werthen jemals zu erzielen wäre. Und diese Remisiers umlauern nicht nur in Schaaren die deutschen Börsenplätze, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt; ein erfahrener Fachmann sagt mir, in Augsburg allein lebten dreizehn Vertreter englischer Häuser. Kleine Leute aus der Provinz, die Jahre lang gespart und so ein Kapitalchen zusammengebracht haben, verkaufen sichere deutsche Werthe, um für das frei werdende Geld Goldshares einzuhandeln. Diese Massenanlage in fremden Werthen ist eine Gefahr für unser Kapital und für die Solidität unseres Börsengeschäftes, das sich von jeder anderen Handelsform dadurch unterscheidet, daß jeder Bankier in gewissem Sinn täglich kontrollirt wird. Spätestens an jedem Ultimo muß sich die Höhe seiner Engagements offenbaren und man richtet danach die Höhe des Kredites ein, dessen man ihn würdig findet. Diese Kontrolle wird unmdglich, sobald die Bankiers große Engagements in London eingehen. Der Bankier, der in Berlin als zurückhaltend und solid gilt, kann an der Themse ein wüster Spieler sein. Das entzieht sich der Kenntniß seiner Berufsgenossen; und darunter leidet der Einzelne wie die Gesamtheit des Börsenhandels.

In richtiger Erkenntniß dieser Gefahr wurde darauf hingewiesen, daß es doch vernünftiger wäre, die Skrupel, die uns veranlaßt haben, den Nominalbetrag für unsere Aktien auf 1000 Mark festzusetzen, fallen zu lassen und die englischen Pfundshares in Deutschland einzuführen, da es immer noch besser sei, die deutsche Kapitalistenspekulation sich zu Haus unter Kontrolle als unkontrollirt in der Fremde austoben zu lassen. Das hieße nun freilich, den Teufel durch Beelzebus austreiben; und solches Experiment möchte ich nicht gern empfehlen. Für viel wirksamer würde ich die Entfesselung des deutschen Börsengeschäftes halten. Das würde eine Betheiligung des deutschen Publikums am Londoner Börsentreiben allerdings nicht hindern, aber die Gefahr doch wenigstens auf ein erträglicheres Maß reduzieren. Wie riesengroß heute diese Gefahr ist, wird man erst erkennen, wenn Deutschland von Millionenverlusten heimgesucht wird.

Plutus.



## Notizbuch.

Beim Festmahl des Nautischen Vereins hat der Herr Minister für Handel und Gewerbe sich neulich eine Kritik der Zolltarifkommission erlaubt, deren Mitglieder er zu rebfällig, deren Vorsitzenden er zu schwach oder zu ungeschickt findet. Der Herr Minister war, als er in diesem hohen Hause noch unter uns saß, einer der gefürchtetsten Redner und hat sich auch auf seinen Antrittsreisedreifeis als neueste und längste Exzellenz nicht den Lorber des Schweigers verdient. Das ist seine Sache; unsere

aber, den Verhandlungen der Tariffkommission den Raum zu lassen, der uns nöthig scheint. Jeder Privatmann mag uns tadeln. Ministerielle Censuren verbitten wir uns sehr entschieden; wir, nicht Herr Möller, haben das Maß<sup>4</sup> zu bestimmen, das wir im Reden und Handeln halten<sup>5</sup> wollen. Die Unruhe des Herrn Ministers ist begreiflich. Er ist berufen worden, um zwischen Landwirthschaft und Industrie Frieden zu stiften. Das ist ihm nicht gelungen. Anderes auch nicht. Er ist im Handelsministerium noch heute ein fremder Mann, der nicht weiß, auf welche Stelle der ihm vorgelegten Aktenstücke er seinen Namen setzen soll, und muß, da er schon von einem Maßgebenden eine Enttäuschung<sup>6</sup> genannt worden ist, fürchten, mit dem Zolltarif, dem er Gehammendienste leisten sollte, in den jetzt mit Recht so beliebten Orkus zu sinken. Zimmehin müssen wir ihm die Bitte, Maß zu halten<sup>7</sup>, zurückgeben und ihn ernstlich auffordern, sich künftig nicht um Dinge zu kümmern, die seiner Jubelatur entzogen sind. Das müssen wir thun, auch wenn wir geschworene Feinde der agrarischen Forderungen, auch wenn wir Bekenner der Freihandelsgrundsätze sind. Denn wir dürfen nicht dulden, daß preussische Minister sich als uns Vorgesetzte aufspielen und uns intar porula mit Klügen und Ruthenstreichen abstrafen. Merkwürdig ist nur, daß wir diese Mahnung an einen Herrn ergehen lassen müssen, der selbst Jahre lang hier im Parlament saß und sich nachher als heißen Kopf<sup>8</sup> preisen ließ.<sup>9</sup> Das mußte im Reichstag gesagt werden, als die neueste Dinerrede des Herrn Möller gedruckt worden war. Natürlich wurde es nicht gesagt.

Herr Karl Zentsch schreibt mir:

Mein Artikelchen über die voreigener Politik hat mir eine anonyme Postkarte eingebracht, deren Inhalt lautet: „Sehr geehrter Herr, wo haben Sie denn diesen Blödsinn her? Disziplin ist das A B C der Lehrkunst. Als Theologe müßten Sie doch wissen, daß der Herr Jesus Christus nicht die Ruthe, sondern die Barmherzigkeit mit Vernunft (der renitente Wille soll eben nicht gebrochen, sondern gelenkt werden); aber sie muß besser beschaffen sein als die Zürgel. In den ersten acht Tagen würden Sie aus der polnischen Schule mit Ihrer Pädagogik herausfliegen, trotz Ihrer Vernunft. In der Schule ist nur der Wille Gottes maßgebend, nicht der von dummen polnischen Kindern oder deren unvernünftigen Eltern. Das Kind hat eben keinen vernünftigen Willen; er wird ihm erst anezogen. Bitte um Antwort in der Zukunft.“ Zuerst das Nebenächliche. Ich habe fünf und zwanzig Jahre lang (von 1856 bis 1881) sehr viel geschulmeisteret, habe in dieser Zeit sehr fleißig pädagogische Werke studirt, sehr anhaltend über pädagogische Dinge nachgedacht, bei Mißerfolgen mir Tag und Nacht den Kopf zerbrochen, um die Ursache herauszubekommen, und diese gewöhnlich in mir selbst gefunden. Nun wissen Sie, woher ich meinen Blödsinn habe. Was Theologie und Bibel betrifft, so schätze ich das Christenthum sehr hoch, die Theologie dagegen sehr gering; und ich glaube an die Göttlichkeit der Bibel, aber nicht an die Göttlichkeit jedes Bibelwortes. Es giebt auch ungöttliche Worte darin; und zu ihnen gehört das von der Ruthe. In Beziehung auf diesen Punkt hat Gott nicht durch die alten Juden gesprochen, sondern durch unsern Herrn Walter: Nieman kan mit gerten Kindes zuht beherten; den man zeren bringen mac, dem ist ein wort als ein slac. Dem ist ein wort als ein slac, den man zeren bringen mac; Kindes zuht beherten nie man kan mit gerten. Nun zur Hauptsache. Disziplin soll das A B C der Lehrkunst sein? Nein, lieber Herr! Das A B C oder sagen wir lieber das Mark der

Lehrkunst ist ein guter Unterricht, der die Kinder fesselt. Bei dem stellen sich Ruhe, Ordnung und freundiger Gehorsam von selbst ein, so daß es besonderer Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin gar nicht bedarf. Ich will Ihnen ein Geschichtchen erzählen, das ich vielleicht schon einmal erzählt haben mag; aber so was Gutes kann man nicht oft genug erzählen. In den fünfziger Jahren waren die Schuljungen eines Dorfes im Kreise Jauer als eine Bande verrufen, die der Lehrer nur durch ununterbrochenes Prügeln einigermaßen im Zaume zu halten vermöge. Da ging der alte Kantor ab und provisorisch wurde ein blutjunges, lustiges Männchen, frisch aus dem Seminar, hingeschickt. Beim ersten Eintritt in die Schulstube nahm Bauch (er wird mir nicht böse sein, daß ich ihn nenne; sollten er und seine liebe Frau noch leben, so seien sie schönsten gegrüßt!) den vorm Thron des Schulmonarchen liegenden Rohrstock in die Hand und fragte: Wozu ist denn das Ding? Zum Dauen, antworteten die Jungen. O, sagte Bauch, Das brauchen wir nicht; zerbrach den Rohrstock und warf die Stücke zum Fenster hinaus. Er hat nicht nöthig gehabt, einen neuen anzuschaffen, und seine Jungen sind von der ersten bis zur letzten Stunde die artigsten im ganzen Kreise gewesen. Er hatte dann in drei Städten Gelegenheit, seine Methode zu bewahren. Seine Vorgesetzten (die, nebenbei bemerkt, mit Einschluß von zwei Schulrathen sämmtlich Geistliche waren und in herzlichster Freundschaft mit ihm verkehrten) würdigten ihn nach Gebühr; 1871 nahm ihn Schulrath Arnold als Kreis Schulinspektor zur Neuordnung des reichsländischen Schulwesens in den Elsaß mit. Nun kann ja nicht jeder Volksschullehrer ein pädagogisches Genie sein. Ist der Unterricht in irgend einer Beziehung mangelhaft, so stellt sich die Disziplin nicht ganz von selbst ein, sondern muß durch Rügen und Strafen aufrecht erhalten werden. Deshalb nenne ich sie, so weit sie sich nicht von selbst ergibt, sondern besonders gehandhabt werden muß, ein Hilfsmittel von untergeordneter Bedeutung. Die Kinder sind, abgesehen vom Unterschiede des Temperamentes, überall in der Welt gleich, nur die Lehrer sind verschieden, außerdem allerdings auch noch die Schuleinrichtungen und die sozialen Verhältnisse. In überfüllten Klassen, bei Kindern, die wegen der elenden häuslichen Verhältnisse physisch unfähig sind, dem Unterricht zu folgen, in Schulen, denen eine unverständige Behörde unerreichbare Klassenziele steckt, ist ein guter Unterricht unmöglich; und da muß dann freilich der Prügel zu Hilfe genommen werden, wenn wenigstens die Disziplin aufrecht erhalten und einiger Erfolg erzwungen werden soll. Aber in so trauriger Lage ist der Lehrer nicht mehr Pädagog, sondern zu einem seines Berufes unwürdigen Handwerk, zu dem des Drillmeisters, verurtheilt. Schulen nun gar, wie sie bis vor Kurzem in der ganzen Weltgeschichte unerhört waren, Schulen, in denen Lehrer und Schüler einander nicht verstehen, weil sie verschiedene Sprachen reden, Schulen, die zu dem Zweck gemißbraucht werden, ein Volk zu entnationalisiren, und die zu diesem Zweck einer widerstrebenden Bevölkerung aufgezwungen werden, die sind überhaupt nicht mehr Das, was man ehemals unter einer Schule verstanden hat; und daß der sogenannte Lehrer aus einer solchen Anstalt hinausfliegen würde, wenn er seine Position nicht mit dem Prügel verteidigte: Das, Verehrtester, brauchen Sie mir wirklich nicht zu sagen, denn ich habe es in öffentlichen Blättern seit beinahe zwanzig Jahren gesagt und eben darum, weil es sich so verhält, diese neue Erfindung der Bürokratie für verwerflich erklärt. Für diese Art Schule giebt es keine Pädagogik; und wer sie nicht verurtheilt, Der ist kein Pädagog. Mit Leuten, die vom A. B. C. der Pädagogik nichts wissen, soll man

eigentlich pädagogische Fragen nicht erörtern; aber weil Sie den Kindern die Vernunft absprechen, will ich Sie doch an Etwas erinnern, das Sie wohl im Seminar gelernt haben werden. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren die meisten Schulen Folterkammern, in denen sehr wenig gelernt wurde und alle Prügel die Disziplin kaum nothdürftig aufrecht zu erhalten vermochten. Die Erfolglosigkeit des Unterrichtes weckte das Nachdenken und das Leid der Kleinen erregte das Mitleid edler Männer; so haben die Rousseau, Eberhard von Rodow, Pestalozzi, Overberg, Herbart, Diesterweg allmählich die heutigen vortrefflichen Lehrmethoden geschaffen, die, wo sie voll zur Geltung kommen, das Lernen zu einer Lust und manchem armen Kinde die Schule zum Paradies machen. So hat die Vernunft des Kindes, indem sie unvernünftige Unterrichtsmethoden mit Erfolglosigkeit strafe, die Unvernunft der Erwachsenen schließlich besiegt. Das Kind ist noch reine Natur, die Natur aber ist göttlich und darum vernünftig. Die Vernunft des Kindes wird in ihrem Walten durch Unwissenheit beschränkt; und diese Schranken allmählich aufzuheben oder wenigstens zu erweitern, sind Erziehung und Unterricht berufen. Wer sich einbildet, dem Kinde Vernunft aneziehen, also das göttliche Walten in der Natur durch seine individuellen Einfälle verdrängen zu sollen, ist ein verbrecherischer Narr. Und ein Mann, dem nicht das Glück jedes einzelnen seiner Schüler mehr werth ist als der ganze preussische Staat, hat keinen Beruf zum Pädagogen, gerade wie zum Pferde knecht ein Bursche nicht taugen würde, der sich mehr um den Staat als um seine Pferde kümmerte. Für das Glück mancher Schüler — aller gewiß nicht — mag das Dasein des Staats Bedingung sein, wie ja der Staat auch Bedingung für eine gute Pferdezahl und für die Kunstblüthe sein kann, keineswegs immer ist. Aber der richtige Schulmeister läßt für die Erhaltung des Staates die Sorgen, die den Beruf, die Macht, das Geld und die Kanonen dazu haben. Deren giebt es ja zum Glück noch genug. Sollten sie einmal fehlen, dann würden wir Schulmeister, Pferde knechte, Künstler und sonstigen Nichtstaatsmänner, Nichtgeneräle, Nichtkapitalisten und Nichtkanonengieher freilich zu erwägen haben, ob wir nicht in die Bresche springen sollen.“

Herr Dr. Helmolt, der Herausgeber der im Bibliographischen Institut erscheinenden „Weltgeschichte“, bittet um die Veröffentlichung der folgenden Zeilen: „Der den Lesern der ‚Zukunft‘ durch seinen Aufsatz vom zehnten August 1901 bekannte Geheime Oberschulrath und Universitätsprofessor a. D. Dr. Herman Schiller greift auf Seite 951 des Schlussbandes seiner ‚Weltgeschichte‘ das Cliquenwesen in der wissenschaftlichen Kritik der Gegenwart und merkt dazu auf Seite 59 des Anhanges (der letzten des ganzen Werkes) Folgendes an: ‚Einen Beleg zu den Band IV, 951 gegebenen Ausführungen über die heutige Kritik findet der Leser in den Rezensionen des Dr. H. Helmolt, Redakteurs am Bibliographischen Institut und Herausgebers einer Weltgeschichte auf geographischer Grundlage, . . in der Leipziger Zeitung. Wenn Helmolt sich begnügte, mit den mächtigen Mitteln des Bibliographischen Institutes für sein Werk Reklame zu machen, so ließe sich dagegen nichts sagen. Aber daß er, um ein Konkurrenzwerk zu schädigen, sich nicht vor Verdächtigung des betreffenden Verfassers scheut, überschreitet das erlaubte Maß. Ich habe in dem Vorwort zu Band I, Seite II gesagt, ich hätte mich vierzig Jahre lang mit der allgemeinen (und da und dort selbstforschend mit der speziellen) Geschichte beschäftigt. Wegen dieser Angabe verdächtigt Helmolt in häßlicher Weise meine Wahrheitsliebe. Natur-

lich hat er keine Ahnung davon, daß . . .<sup>1</sup> Zunächst ist diese Art des Vorgehens: auf einen Irrthum oder eine Unterstellung nicht in einer der nächsten Nummern des selben Blattes, das den Angriff gebracht hatte, sondern im Werke selbst und noch dazu an so auffallender Stelle zu antworten, mindestens ungewöhnlich; doch Das ist Geschmackssache. Werthvoller ist mir die Feststellung, daß die gegen mich erhobene schwere Anklage einer hämischen Verdächtigung ganz und gar unberechtigt ist. Der Satz meiner Kritik lautet nämlich wörtlich: . . . stammt sie [Schillers spontane Anerkennung meiner Geschichtsauffassung] doch von einem Manne her, der sich — obwohl erst sechzig Jahre alt — doch schon vierzig Jahre lang mit der allgemeinen Geschichte beschäftigt, einem Manne, der gerade in der letzten Zeit wegen seiner durch nichts zu erschütternden Wahrheitliebe die Augen Deutschlands auf sich gezogen hat.<sup>1</sup> Mein Verbrechen besteht also darin, daß ich die Betonung der ‚vierzig Jahre‘ — rechnet man die Gymnasialjahre ein, könnte man ja auch fünfzig sagen — etwas komisch gefunden und sie deshalb, ohne irgend welche Randbemerkung, in Wänschbüchchen gesetzt habe, während die damals wegen der genugsam bekannten gießener Vorgänge hellstrahlende Wahrheitliebe Schillers von mir ausdrücklich und, wie ich trotz Alledem auch heute noch festhalten möchte, mit einigen Recht gebührend hervorgehoben worden ist. Ich darf wohl hoffen, daß sich bei dieser Lage der Dinge Herr Geheimrath Schiller veranlaßt sehen wird, bei nächster Gelegenheit seinen unberechtigten Vorwurf einer ‚hämischen Verdächtigung‘ entschuldigend zurückzunehmen.“

Am achten Februar wurde hier ein Artikel veröffentlicht, der den Titel „Kanonenfabriken“ trug. Da die Leser der „Zukunft“ wünschen müssen, wichtige Industrievorgänge von verschiedenen Seiten beleuchtet zu sehen, veröffentliche ich heute gern einen Brief, der die frühere Darstellung zu ergänzen und zu berichtigen sucht: „Es giebt nur einen Kanonenkönig und Du sollst keine anderen Könige haben neben ihm! Dieser eine Kanonenkönig aber ist Krupp: Das wenigstens scheint mir der Sinn des Artikels ‚Kanonenfabriken‘. Sollte Herr Franz Werner, dessen Name unter dem Artikel stand, mit dieser für das Haus Krupp allerdings äußerst angenehmen Auffassung Recht haben? Sollten sich wirklich Alle, die Kanonen brauchen, auf Gnade und Ungnade jenem König beugen müssen? Sollte neben ihm höchstens noch Armstrong und Schneider, sonst aber Niemand, besonders nicht im eigenen Lande, ein Recht auf Herstellung von Kanonen haben? Sollte in der That kein Kleiner wagen dürfen, dem Großen in den Weg zu treten? Daß der Ausgang eines solchen Kampfes nicht immer selbstverständlich ist, hat David dem Goliath bewiesen. Außerdem: groß wird doch kein Unternehmen geboren. Als der Vater des jetzigen Inhabers der Firma Krupp aus einer kleinen Gußstahlfabrik heraus sich unterfing, ‚höchst gefährlicher Weise‘ Kanonen herzustellen, mußte er sich zunächst doch auch in engen Grenzen halten. Warum war es denn für ihn kein hoffnungsloses Wagniß, eine Geschützfabrik zu gründen? Warum warnte Niemand das Publikum vor ihm und seinem Unternehmen und warum fanden sich so sträflich leichtfertige Leute, die das junge Unternehmen mit Darlehen unterstützten? Ohne Hilfe fremden Kapitals hätte der alte Krupp das Werk eben so wenig zur Blüthe bringen können, wie es der junge ohne fremdes Kapital darin zu erhalten vermochte. Das zeigt die 30 Millionen-Anleihe des reichen Mannes im Jahre 1873 und die 30 Millionen-Anleihe, die neulich für Krupps Germania-Werft aufgenommen wurde. Sollte nun aber

die Firma Krupp wirklich die einzige in Deutschland bleiben, die wagen darf, neben Friedensmaterial auch Kriegsmaterial herzustellen? Gewiß war das Hochbringen des Werkes zu des Vaters Zeiten leichter, weil dem neuen Unternehmen damals keine mächtige Konkurrenz gegenüber stand. Daraus aber den Schluß ziehen zu wollen, daß nun die eine hochgekommene Firma auf ewige Zeiten hin das Kanonenmonopol besitzen solle, wäre doch mehr als kühn, — ganz abgesehen davon, daß eine solche Lage der Dinge auch ernstliche Gefahren für den Staat in sich bergen müßte. Jeder Forscher weiß, wie gefährlich Inzucht ist, wie unter ihrer Herrschaft der Nachwuchs verkümmert und wie nur der Zutritt frischen Blutes Gesundheit bringen kann. Dies Naturgesetz gilt auch auf geistigem Gebiet; auf die Dauer bleibt keine geistige Kraft ungeschwächt, wenn ihr nicht neue Gedanken und Anregungen zugeführt werden. Erst kürzlich hat dieses Gesetz einen höchst beredten Ausdruck gerade im Bereich der Kanonenindustrie gefunden. In dem Kanonenkönigreich wurde nämlich noch bis in das vorige Jahr hinein — also lange, nachdem Frankreich ein Rohrrücklaufgeschütz angenommen hatte — behauptet, es sei nichts mit diesem System. Von dieser rückständigen Meinung ausgehend, bot die Firma Krupp denn auch unter Anderem der Schweiz ein Geschütz veralteten Systems an, vor dessen Annahme noch in letzter Stunde die Schweiz zu ihrem Glück durch Warnung von anderer Seite bewahrt wurde. Das Monopol macht eben konservativ. Erst als auch in Deutschland ein brauchbares Rohrrücklaufgeschütz, das Ehrhardt's, hergestellt, von England und Norwegen angenommen und von vielen Staaten zum Versuch herangezogen worden war, wirkte die Transfusion der neuen Ideen im Reich des Kanonenkönigs; da erst kam frisches Leben in die Arbeit. Man stürzte sich mit solchem Feuereifer auf die Herstellung von Geschützen nach dem Prinzip des Rohrrücklaufes, daß Ehrhardt sich gezwungen sah, Klage wegen Patentverletzung gegen Krupp einzureichen. Ohne das Treibmittel der Konkurrenz wäre auch das Haus Krupp nicht so weit gekommen, wie wir heute in Deutschland sind. Deshalb hat aber auch der Staat ein weitgehendes Interesse an der Lebensfähigkeit der Konkurrenz, die nebenbei das Gute hat, das Steigen der Preise für Geschütze nicht in dem selben Maße zuzulassen, wie wirs bei den noch in so theurem Andenken stehenden Preisen der Panzerplatten erlebt haben. Hat es also sein Gutes, wenn noch andere Fabriken sich erklähnen, Kanonen zu machen, so ist solche Kühnheit doppelt nützlich, wenn diesen Fabriken schöpferische Gedanken zur Verfügung stehen. Freilich ist es mit den Gedanken allein nicht genug; sie müssen auch praktisch geprüft und geläutert werden und dazu bedarf es in diesem Falle der Fertigung von Kanonen und der Schießplätze, um die Kanonen zu prüfen. Das kostet Geld, viel Geld; aber warum sollte sich dies Geld nicht auch rentiren? Ein großer Erfolg kann für ein junges Unternehmen entscheidend werden. Vielleicht besitzen aber die in dem Artikel des Herrn Franz Werner so liebenswürdig kritisirten Werke noch weitere brauchbare Gedanken, die sie abermals an die Spitze der Entwicklung bringen. In diesem Fall könnten die Aktionäre mit der Anlage ihres Geldes denn doch ein recht gutes Geschäft machen und Herr Werner könnte sich mit seinen Warnungsrufen — oder war es Triumphgeschrei? — geirrt haben. Uebrigens müssen wir ihm zugestehen, daß er eine sehr schöne Statistik der europäischen Kanonenfabriken gebracht hat, wie man sie sonst nur einem Fachmanne zutrauen sollte, der hohes Interesse an der Sache hat. Nun, vielleicht hatte Herr Werner gute Hilfskräfte“.

Aus Boomley in England schreibt mir Herr Gustav Landauer:

„Sehr geehrter Herr Garten, ich lese, daß im Deutschen Reichstag von Liberalen — ich vermüthe: unter Zustimmung der Sozialdemokratie — der Antrag gestellt worden ist, das Duell schärfer als bisher zu bestrafen. Man soll dem Pöbel keine Konzessionen machen; daher möchte ich in diesem Falle nicht schweigen, der für den radikalen Spießbürger so bezeichnend ist. Dabei will ich meine Besonderheit, die den Bestrafungschlendrian überhaupt ablehnt, nicht geltend machen, sondern mich diesmal auf den Standpunkt der Staatsjustiz begeben. Da wird doch wohl die Justiz nach den landläufigen Rechtsanschauungen nur dann das Recht haben, zu bestrafen, wenn ein Mündiger gegen seinen Willen oder ein Unmündiger überhaupt an Leib, Gut oder Ehre geschädigt wird. Daher schien mir immer, daß jeder Liberale, jeder Verfechter der modernen Staatsidee für die Abschaffung zweier rudimentären Strafbestimmungen in unserem Strafgesetzbuch unermülich eintreten müßte: erstens des Paragraphen, der die Päderastie zwischen Erwachsenen mit Strafe bedroht, und zweitens des Duellparagraphen. Beide stammen offenbar noch aus der Zeit des Patriarchalismus, wo der Staat auch die Sorge für das ethische Wohl seiner Schutzbefohlenen sich angelegen sein ließ. Damals wurde auch der Selbstmordversuch bestraft. Welches Recht hat der moderne Staat, zwei Menschen, die unter gleichen Bedingungen die Frage aus Schicksal stellen wollen, wer von den Beiden noch leben soll, durch Strafandrohungen daran hindern zu wollen? Und was kann einen Liberalen dazu bringen, sich wegen solcher Erledigung privater Angelegenheiten so aufzuregen, daß der Schweiß als Initiationsantrag ausbricht? Ist denn wirklich der Haß gegen den gesellschaftlichen Unterschied der Stände so groß, daß die Liberalen darüber ihr primitivstes Prinzip aufgeben? Dieses Prinzip ist doch, daß der Staat in die private Vertragssphäre seiner Bürger nicht eingreift. Das Recht, zu verhungern, will ein echter Liberaler dem freien Arbeiter nicht nehmen. Das ist seine Privatsache und geht die als Staat organisierte Wirtschaftsgemeinschaft nicht an; aber daß Offiziere das Recht haben sollen, sich in Friedenszeiten unter einander totzuschießen: Das ist so einem kurtosen Liberalen ein ganz unleidlicher Gedanke. Ganz etwas Anderes ist die Frage, wenn es sich um den thatsächlich bestehenden Duellzwang im Offiziercorps handelt; da kommen zwar kaum Strafbestimmungen, aber doch Verwaltungsmaximen in Betracht. Aber auch da trete ich bei den Herren Demokraten dringend für Bewilligung milderer Umstände ein. Es ist ein durchaus demokratisches Prinzip, daß die Mehrheit der Berufsausgehörigen die Bedingungen bestimmt, unter denen man dieser geschlossenen Gruppe angehört. Ohne Frage ist heute die Mehrheit deutscher Offiziere der Meinung, es sei nothwendig, sich unter bestimmten Voraussetzungen zu duelliren. Ich finde es auch gar nicht so dumm, daß Menschen, die bereit sind, auf jeden Befehl von oben zu töten und sich dem Tod zu stellen, die selbe Praktik im Privatleben üben. Das Duell gehört zur Moral der Kriegerkaste, und da ein echter Liberaler dieser Kaste niemals angehören kann — es sei denn, daß seine Eitelkeit ihm mehr gilt als sein Prinzip —, sehe ich wiederum nicht ein, warum er sich in die Angelegenheiten dieser Menschen einmischt. Es fällt mir gar nicht ein, hier die ethische oder rationale Seite der Frage zu berühren; hier handelt es sich um das formale Prinzip: es ist eben so wenig eine Staatsangelegenheit, wenn Zwei sich schießen, wie wenn sich Einer die Nägel schneidet. Lieber Herr Garten: muß es denn wirklich Liberale geben?“

Ja, lieber Herr Landauer; es muß können Sie sich Deutschland ohne Berliner Tageblatt denken? Und das Berliner Tageblatt ohne Duellartikel? Na also. Der Liberale, der längst nicht mehr Republikaner, ein hübsches Weibchen auch schon nicht mehr Demokrat ist und sich sogar die Sehnsucht nach parlamentarischer Regierungsform abgewöhnt hat, muß doch irgend Etwas haben, womit er Staat — nicht: einen Staat — machen kann. Mit der liberalen Weltanschauung steht es schlimm. Die einst so mannhaft für Volksrechte stritten, sitzen nun warm in der Wolle. Heer und Flotte brauchen sie, um ihre Geldschränke zu schützen und um die berühmten neuen Märkte zu erobern. So ziemlich Alles, was ihr Herz begehrt, haben sie; und in die Präsidial- und Stabsoffizierstellen soll der Kampf gegen die verruchten Agrarier ihnen helfen. Von dem Feldgeschrei: „Nicht fünf, sondern drei Mark und eine halbe Kornzoll!“ kann eine Partei aber auf die Dauer nicht leben; denn trotzdem Herr von Synchron im Landtag neulich kündete, das deutsche Volk lausche athemlos den Verhandlungen über den Zolltarif, ist die seit zwölf Jahren beschwagte Sache nachgerade grenzenlos langweilig geworden. Auch mit der Berufung in Strafsachen, dem Rufschaden, dem Schutz des Wahlheimnisses und Reformplänen von ähnlich weitergeschütternder Bedeutung ist kein Parteigeschäft zu machen. Da tobt man den Zorn, der den Massen manchmal vorgelebt werden, in Byzanzens Mauern aber verstummen muß, von Zeit zu Zeit denn gegen die Quelle aus. Das ist billig und wirkt immer. Wenigstens auf gewisse Leute, die nicht öfter als ein liberaler Zeitungschreiber in die Lage kommen könnten, eine Herausforderung zu erlassen oder anzunehmen. Auchwarens ja sehr liberale Herren, die das duellum streng bestraft sehen wollten: der Alte Fritz (den Sie hoffentlich mit den Bosphischen Erben als liberalen Heros anerkennen) und Joseph der Zweite, mit dessen Toleranzen noch immer fleißig getrebt wird. Dagegen dürfen Sie sich auf einen besseren Kriminalisten berufen: auf Beccaria, der für die Straflosigkeit des Zweikampfes eintrat. Die heutige Ansicht der Strafrechtswissenschaft saßt Ufzt in die Sätze: „Der Grund für die Strafbarkeit des Zweikampfes liegt nicht darin, daß er als Krieg zweier Menschen eine Störung des öffentlichen Friedens enthielte: denn der Zweikampf geht heute meist in stiller Abgeschlossenheit vor sich; auch nicht darin, daß er als ungerechte Selbsthilfe den Gang der Rechtspflege durch eigenmächtigen Eingriff störte: denn diese wird einfach bei Seite gelassen und Niemand Gewalt angethan; sondern nur darin, daß er ein Spiel um Leib und Leben, eine Gefährdung eigenen und fremden Daseins ist, wie sie der Staat nicht ruhig mitanzusehen zu können glaubt. In systematischer Beziehung nimmt der Zweikampf unter den Verbrechen gegen Leib und Leben die selbe Stellung ein wie das Glücksspiel unter den strafbaren Handlungen gegen das Vermögen.“ Das klingt wesentlich nüchterner als die liberale Waffenweisheit; und Herr von Ufzt fügt noch hinzu: wo, wie im *code pénal*, der Zweikampf nicht als besonderes Delikt im Gesetz erwähnt sei, „würde die Frage, ob er überhaupt zu bestrafen sei, wegen seiner durchaus eigenartigen Bedeutung sehr schwierig zu entscheiden und am Richtigesten zu verneinen sein“. Die Sozialdemokratie aber, die sich die allein wissenschaftliche Partei nennt, redet, trotz Vassalle, nur noch von „Duellmord“ und möchte den Mann, der durch eine von ihm selbst freiwillig anerkannte Konvention zum Zweikampf gezwungen war, nach tödlichem Ausgang als Mörder hinrichten lassen. Einstweilen hat das Verbot nur den Wunsch entbunden, die dem Beleidiger drohenden Strafen möchten recht bald und recht fühlbar verschärft werden. Zwar wollen die Kasten, die sich zum Duellkodex bekennen,

Recht und Rache eben nicht von Andern nehmen, auch nicht vom Staat; zwar wird jedes Wort, das zwei Schöffen oder vier Richter für beleidigend halten, in Deutschland meist härter bestraft als in irgend einem anderen europäischen Reich: thut nichts; gegen die Möglichkeit, die Strafnedrigkeit auszudehnen, wehrt sich keine Regierung. Wie fast alle liberalen Aktionen, wird auch diese mit einer *reformatio in pejus* enden. Wichtig wäre übrigens, zu hören, wie die Kriminalisten heute über die Frage denken, ob der „Beweggrund“ zum Zweikampf bei der Strafmaßmessung berücksichtigt werden soll. Begrifflich, sagt Vizy, ist dieser Beweggrund gleichgiltig; sollte er nicht eigentlich auch für das Strafmaß sein? Herr Falkenhagen ist in Hannover mit sechs-jähriger Festungshaft bestraft worden, weil er den Landrath von Bennigsen in einem Zweikampf erschossen hat, der nicht „ein solcher war, welcher den Tod des Einen von Beiden herbeiführen sollte“. Das Strafminimum war (nach § 206) also: zwei Jahre Festung. Daß der Gerichtshof in diesem Fall über das Minimum so weit hinausging, ist wohl nur durch die Absicht zu erklären, den Ehebruch, der den Anlaß zum Zweikampf gegeben hatte, mitzubestrafen. Der Angeklagte, hätten die Richter sich dann gesagt, hat in Bennigsens Hause verkehrt, die Gunst, die ihm die Hausfrau gewährte, ausgenützt und so den Ehemann zu dem Duell gezwungen, in dem der Unschuldige fiel: gerade deshalb müssen wir den Uebertretenden hart strafen. Das klingt plausibel. Nur scheint mir in der Kette dieser Kausalität ein Glied zu fehlen. Herr von Bennigsen konnte sich scheiden lassen und dann den Antrag auf Erhebung der Anklage wegen Ehebruches stellen. In dem Augenblick, wo er sich entschloß, selbst sein Recht und seine Rache zu nehmen, verstieß er gegen das Strafgesetz. Herr Falkenhagen konnte, selbst wenn er ein prinzipieller Gegner des Zweikampfes war, diesem Herausforderer die verlangte Genugthuung nicht weigern. Er war in einer Zwangslage; und ein Gerichtshof, der nur das Duelldelikt an sich als seinem Spruch unterworfen ansah, mußte, trotz Sympathie und Antipathie, dem Herausgeforderten, weil er an dem Zweikampf die geringere Schuld trug, mildernde Umstände zubilligen. Wer nicht so judiziert, beweist damit, daß er das Duell als ein unter Umständen unvermeidliches Mittel im Kampf für die Ehre betrachtet. Das ist, mindestens in Preußen, ja auch die Anschauung der meisten Staatsanwälte und Richter; sie schießen selbst, wenn es ihnen nothwendig scheint, schleifen selbst Kartell, wenn sie sich dieser Pflicht nicht entziehen können. Der öffentlichen Meinung kann ihr Braten nie entgegengebracht werden: Seht den elenden Feigling, der erst die Ehe bricht und dann die einzige Genugthuung weigert, die der von ihm Beleidigte für ausreichend hielt! Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie an das allerliebste Gespräch erinnern, das Vulkan Frau Here mit ihrem gottväterlichen Eheherrn führen läßt. Ixion, der zur Galathea der Götter zugelassene Parvenu, hat sich erdreistet, der Gattin des Zeus verliebte Anträge zu machen. Der Ehemann ist darob gar nicht beleidigt (weil er selbst mit Ixions Weibe einst was vorgehabt hat, sagt Madame); die Liebe ist allgewaltig und beherrscht Götter wie Menschen, meint er und beschließt, aus einer Wolke ein der Frau ähnliches Bild zu formen und es nach der üppigen Maßigkeit neben den Freuler zu legen. Reinetwegen, sagt Here; wenn er unten auf der Erde aber prahlt, er habe des Donners Weib umarmt? Dann, antwortet Zeus, wird er in den Hades gestoßen und an ein ewig gedrehtes Rad gefesselt, „zur Strafe für seine Prahlerei, nicht für die Liebe, die nichts Arges ist.“ So natürlich empfanden

die Alten natürliche Regungen . . . Item: das Vernünftige und trotzdem Liberalste wäre, den Zweikampf straflos zu lassen; wenn irgendwo, müßte hier doch unbestritten das ulpianische Wort gelten: *Volenti non fit injuria*. Jedenfalls aber liegt kein Grund vor, immer wieder über „die Duellschmach“ zu zetern und zu wimmern. Auch der aufgeklärte Sinn muß zugeben, daß Fälle denkbar sind, wo in zwei Menschen das Gefühl erwacht: Nur für Einen von uns ist auf dieser Erde noch Raum. So persönliche Fragen sind mit einer starken Formel nicht zu beantworten. Jeder Erwachsene sollte wissen, daß zu unbedingtem Gehorsam gezwungen ist, wer sich freiwillig in das Verhältniß der Abhängigkeit von dem Spruch eines Standesehrengerichtes begeben hat. Die Kaste fordert Anerkennung ihres Ehrengesetzes: wer anders empfindet, anders handeln will, mag eben draußen bleiben. Schroffen Tadel verdient nur der Anspruch, solches Kastengesetz auch dem draußen Stehenden aufzuзwingen und etwa von einem Kaufmann, der einen in Ziviltracht gekleideten Lieutenant geärgert hat, zu fordern, er solle — zum ersten Mal in seinem Leben — den ungeübten Arm mit dem Säbel waffnen. Der rechte Liberale aber wüthet stets nur gegen das Symptom, nie gegen des Uebels Wurzel. Den falschen Ehebegriff, ohne den dumme Duelle nicht möglich wären, wird man mit Schopenhauers Hohnworten wirksamer treffen als mit Straßparagrafen; und was an dem Brauch zu tadeln ist, wird in sämmtlichen Reichstagsreden nicht so klar gesagt wie in Heines Spottgedicht:

. . . Auf selbigem Hofe zu selbiger Zeit,  
 Geriethen auch zwei Eitel in Streit  
 Und heftig stritten die beiden Langohren,  
 Bis einer so sehr die Geduld verloren,  
 Daß er ein wildes F-A ausstieß  
 Und den andern einen Dohsen hieß.  
 Ihr wißt: ein Eitel fühlt sich tuschirt,  
 Wenn man ihn Dohse titulirt.

Ein Zweikampf folgte, die Beiden stießen  
 Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,  
 Gaben sich manchen Tritt in den Pöbez,  
 Wie es gebietet der Ehre Kodex.

Und die Moral? Ich glaub', es giebt Fälle,  
 Wo unvermeidlich sind die Duelle;  
 Es muß sich schlagen der Student,  
 Den man einen dummen Jungen nennt.

Geheimrath Pierson, der seit Jahren fast allmächtig über die berliner Hofbahnen herrschte, ist plötzlich gestorben. Am Herzschlag, hieß es. Der König von Preußen ließ nicht, wie ers in solchen Fällen sonst immer that, „seine Theilnahme ausdrücken“. Die Intendanz verfügt über mindestens fünf für eine Trauerfeier geeignete Säle, von denen drei leerstehen; für die Pierson-Feier aber wurde ein Privatsaal gemiethet. Unmittelbar vor dem Tode des Mannes, der als selbständiger Geschäftsführer sein ganzes Vertrauen besaß, hatte der General-Intendant Graf Hochberg sein — wie hier schon erzählt worden ist, längst erwartetes — Entlassungsgesuch eingereicht, das nun „vorläufig“ abgelehnt wurde. Vom Hausministerium oder von einer anderen Kontrolbehörde war das Rechnungswesen der Hoftheater beanstandet worden.

Da so seltsame Umstände zusammentrafen, drangen natürlich allerlei dunkle Gerüchte aus dem Coulissenreich in die noch böhere Welt. Eine auf Empfehlung des Votischafsters Fürsten Eulenburg engagirte Schauspielerin soll ihrem Protektor Philiden unhaltbaren Zustand der Hofbühnen geschildert haben, der auf dem Umweg über Wien dann auch dem Kaiser bekannt wurde. Ein Defizit soll entdeckt sein; und so weiter. An Dementis hat es nicht gefehlt; nur glaubt ihnen Niemand. Sicher ist erstens, daß ein Lieferant, den man mit dem Kommerzienrathstitel besänftigt zu haben glaubte, die Verwaltung nach seiner Ernennung mit einer Forderung überrascht hat, deren Höhe Entsetzen erregte; zweitens, daß die Herren Hochberg und Pierson in Ungnade gefallen waren; und drittens, daß die finanzielle Lage der Hofbühnen schlimm ist. Der Geheimrath ist also jedenfalls in der für ihn günstigsten Stunde gestorben. Weit genug hat er's gebracht. Ein Titel, der in Preußen sonst ein langes Gelehrtenleben krönt und den Stadttyrannen im Schweiß ihres Augesichtes erstreben, ward dem früheren Buchhändler in jungen Jahren verliehen und ihm, der nicht die geringste Theatererfahrung hatte, wurden die beiden ersten Bühnen des Reiches unterstellt. Was er wollte, geschah. Zammermimen, die ihm seine Freunde empfahlen, wurden ohne Bedenken fürs Hoftheater angeworben. Er ließ abgespielte Operetten von einem zusammengewürfelten Personal aufführen, das eben so wenig wie das Orchester je dem Hoftheaterverband angehört hatte, und ruhigen Muthes auf den Zettel drucken: Neues Königliches Operntheater. Der Fremde, der dem Theaterwesen fern Lebende wurde durch die Adlerfirma getäuscht: er zahlte das Eintrittsgeld für eine Hoftheatervorstellung und wurde mit einer Aufführung bewirthet, deren stars aus der Himmelsgegend von Lübeck oder Chemnitz stammten. Das Repertoire war in Oper und Schauspiel erbärmlicher als je. Auf den Proben that Jeder, was er wollte; ein Regisseur, der auf Autorität Anspruch machen konnte, war eben nicht da, — und so „verständigte man sich“ denn nach Laune oder ging, wenn von den Großen Einer nicht gekommen war, vergnügt wieder nach Hause. Dichter und Komponisten, die neue Werke zur Prüfung einreichten oder sich mit Fragen an Pierson wandten, bekamen keine Antwort. Empörte Mitglieder wurden mit Versprechungen gestopft, die nie gehalten wurden. Das Alles und Aergeres noch war bekannt. Die Rusikritiker namentlich wußten immer neue, immer merkwürdigere Piersoniaden zu erzählen. Kein Sterbenswörtchen aber drang in die Zeitungspalten; denn der Geheimrath, der unsägliche Holzbock hats ausgeplaudert, hatte „der Presse den ihr gebührenden Platz angewiesen“. „Die ihr gebührenden Plätze“ wäre richtiger gewesen; der stets liebenswürdige, gewandte Mann gab, auch wenn die Menge sich an die Klaffen drängte, den Journalisten so viele Freibillets, wie sie haben wollten. Kein Wunder, daß sie ihn aufrichtig betrauern, daß ihre tausendfach bewährte Schamlosigkeit auch vor rühmenden Nekrologen nicht zurückschrak. Jedem, der die skandalöse Hoftheaterwirthschaft nach Pflicht und Recht tabelte, wurde entgegen: Was wollen Sie? Pierson hat das Defizit weggeschafft! Auch dieser Schwindel ist jetzt enthüllt. Trozdem die berliner Hofbühnen einen Tiefstand erreicht haben, der selbst in des alten Hälßen schlimmster Zeit undenkbar gewesen wäre, trotzdem das Repertoire geschändet, das Ensemble verwüstet ist, hat die Aera Pierson nun mit einem Finanzkrach geendet. Der Mann, der ihr den Namen gab, ruhe in Frieden; ohne die Hilfe der Freycamorra hätte er sein Werk nicht zu vollenden vermocht.